

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|--|-------|
| Lebros | 291 |
| Ludwig Speidel. Von Felix Salten | 295 |
| Bürgerblut auf Königskronen. Von Otto Freiherrn von Dungen | 297 |
| Indische Kunst. Von W. Frey | 302 |
| Der Fischer. Nach Li-Pai-Pe von Theodor Suse | 312 |
| Suo Kambjas Sohn. Von Koda Koda | 343 |
| Der Apothekerklaps. Zwei Briefe | 316 |
| Werthjuwachensteuer. Von Labou | 319 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

==== **An- und Verkauf von Grundstücken** ====

9-4 Uhr.

Carlton Hotels Astoria
Restaurants früher Krons
Berlin
Unter den Linden 32.



Regie des Tabacs =====
===== **de l'Empire Ottoman.**

Nur die Cigaretten und Tabake der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

Bei **Katarrhen** der Atmungs-Organen
sowie bei Krankheiten des Magens
wird

Wamedy
Sprudel

als Tafel- u. Heilwasser von den Ärzten
wegen der günstigen Zusammensetzung
seiner Mineralsalze aufs wärmste empfohlen.



Berlin, den 24. Februar 1906.

Februa.

Der Chef hat sich am Sechzehnten, Familientag Derer von Bülow, Punkt Zehn verabschiedet, weil noch zu arbeiten. Sensation. Von Presse beifällig glossirt. Auch keine Kleinigkeit, daß der leitende Staatsmann nach Zehn noch ins Geschirr muß. Nie dagewesen. Trost in Abituriententhänen. Depeschen aus Algésiras, wo man rechtschaffen thut, als ob man was thäte? Möglich. Aber auch Vorbereitung auf allerlei Neden. Die Agrarier nebst Affilirten für das den Yankee's zu gewährende Handelsprovisorium gewinnen. Kolloquium im Kanzlerhaus. Nicht so ganz einfach. Erstens aber, meine verehrten Herren, ist die überwiegende Mehrheit der beteiligten Industrien gegen den Zollkrieg, weil sie glaubt, drüben werde die schutzzöllnerische Strömung bald nachlassen, und nicht wünscht, diesen Umschwung durch schroffe Maßregeln verzögert zu sehen. Und zweitens sind die Schwierigkeiten der internationalen Lage zu bedenken. Sollen wir gerade jetzt einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten wagen, deren gute Dienste uns, den so vielfach Verkannten und Verdächtigten, sehr nützlich werden könnten? Herr White, der Amerika auf der Konferenz vertritt, würde sofort andere Instruktionen bekommen und vielleicht ins Lager des Feindes übergehen. Kein verantwortlicher Staatsmann darf sehenden Auges zu solcher Wendung die Hand bieten; und auch Ihrer patriotischen Einsicht, meine verehrten Herren, wird nicht entgehen . . . Famos. Die Industrie ist mir in diesem Fall ein Rebus. Kein Merkmal, daß drüben der Hochzollstrom schon abebbt. Im Gegentheil Herr Roosevelt versteht nichts davon, ist machtlos und wird nicht mehr allzu ernst genommen. Der Kongreß aber wird nach menschlicher Voraussicht noch eine hübsche Weile protektionistisch bleiben.

Hoffnung auf Handelsvertrag ohnehin nicht sehr stark. Noch beträchtlich gemindert, wenn wir für die Uebergangszeit, ohne wesentliche Konzessionen von drüben, den Leuten alle Vortheile unseres Tarifes einräumen. Was danach kommt, ist, fürchte ich, Bärme. Wobei außerdem zu berechnen wäre, wie ungünstig die Wirkung auf all die Staaten, mit denen wir noch Verträge schließen wollen. Die Sache mußte ganz anders angefaßt werden. Lange vorher mit den Kommandirenden Preßgeneralen der Union Fühlung nehmen. Centralbureau schaffen (wofür von Goldberger, Ballin & Co. sicher werthvolle Rathschläge zu haben waren) und nachweisen, was auch für Uncle Sam auf dem Spiel steht. Statt so zärtlich zu thun, daß selbst Speckchen zögerte, immer, wie der Vertreter eines Vasallenstaates, mit Geschenkmeldungen ins Weiße Haus zu pilgern, mal ein Bißchen die Zähne zeigen. Nicht unhöflich, aber energisch. Ceterum censeo: Industrielle oder Großkaufleute in die Botschaften; das Gehalt von einer Viertelmillion, unter dem sie es nicht thäten, wäre, weiß Gott, doch nicht herausgeworfen. Setzt müßte der Yankee, bei dem Alles in floribus, wirklich, wie der selige Miquel sagte, der größte Esel sein, wenn er uns weit entgegensäme. Der Reichstag aber kaum zu fürchten. Da wirkt die „Schwierigkeit der internationalen Lage“. Muß jetzt überall herhalten; sogar, wenn sich um die Ausgabe kleiner Banknoten handelt. Das Merkwürdigste: daß Keiner fragt, warum wir eigentlich in die Maurengaleere geflettert sind. Doch sabelhaft, daß selbst geschaffene Schwierigkeit uns jetzt hindern, die Wirtschaftspolitik zu treiben, die unser Interesse in kritischen Tagen fordert.

Pod wohl nicht sehrentzückt davon. Für ihn persönlich insofern günstig, als man ihn jetzt mit Gewalt halten müßte, da sonst gesagt würde: Er geht, weil er die amerikaniſche Sache nicht mitmachen will; und der Friede mit den Bündlerischen in Frage käme. Deshalb neulich die lobende Censur vom Chef. Er hatte gewackelt; wofür, außer den Hilferufen agrarischer Blätter, die Art sprach, wie die Lippelskirchengeschichte in der Presse gegen ihn ausgebeutet wurde. So was wächst nicht in Redaktionen. Heute gilt er als bei S. M. wieder ganz fest. Dem Chef ist ein Mann nicht bequem, der ihn mit Fleischnothlärm ärgert und ihm die Bürgermeister auf den Hals hebt. Auch das Verhältniß zu Posadowsky und dem (übrigens nicht geschmacklos) liberalisirenden Bethmann ziemlich trüb. Die beiden Inneren sind auf ihre Weise ganze Kerle; nobel und selbständig. Trotzdem wünschte ich, daß Pod bliebe. Nicht von wegen seiner tausend Anekdoten (die politisch in unseren Zeitläuften ja nicht unwichtig), sondern, weil er seinen Kram versteht und common sense hat. Glaube bis auf Weiteres auch daran. Die Süßigkeit der Macht kitzelt all diese Herren.

Obwohl er sich stets gegen Klebertendenzen verwahrt, arbeitet auch er doch gern weiter; und für das Handelsprovisorium, aus dem er ja keine Kabinettsfrage macht, brauchen sie ihn. Auf Verkleisterungen versteht der Chef sich wie je Einer. Siehe die Rede auf dem Festmahl des Handelstages. Da bekam Posa lautes Lob und leisen Rüffel; der Satz von den „hohlen Worten“, mit denen gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten sei, ist ihm nicht vergessen. Außerlich aber Alles in schönster Ordnung. Homogene Regierung. Komplimente nach rechts, Komplimente nach links. „Habe ich meine Liebe zur Landwirtschaft vor den Kaufleuten etwa verleugnet? Sie nicht mein Sorgenkind genannt?“ Alle Hindernisse sind weggeredet. Dieser Speech wollte auch vorbereitet sein. Wenn man sich des Lärms erinnert, den die wildesten Bündler und die Händlerparteien machten, als der Zolltarif berathen wurde, muß man sagen: In der Kunst, mit den Landsleuten umzugehen, ist der Chef beinahe schon Meister. Vertrauensvoten vom Bunde der Landwirthe und vom Handelstag. Und wer behauptet, unter den Kollegen fehle es an Einigkeit, ist sicher ein Erzschelm. Schade, daß dieser Kniggestil auf Ausländer niemals wirkt.

Am Neunzehnten hat er aufgeathmet; und drum bei den Handelsleuten so munter geredet. Des Kaisers Reise nach Kopenhagen lag Allen in den Gliedern. Wegen der Welfen und Eduards wegen, der, als Schwiegerjohn, sonst die Parlamentseröffnung verschoben hätte und hingekommen wäre. Für Cumberland und Genossen nicht sehr angenehm, den Trauertag in Gesellschaft des Preußenkönigs erleben zu müssen. Auch war S. M. der einzige nicht ganz nah verwandte Souverain bei der Beerdigung, das Verhältniß zu Dänemark immerhin noch heikel und der Jüngling sah den Grund nicht ein. Aber von diesem Personal nichts dagegen zu machen. Aufenthalt wurde wenigstens abgekürzt und scheint leidlich verlaufen. Einiges Gerede über die an solchem Tag auffällige glänzende Illumination des Kaiserschiffes, die dem kopenhagener Mob aber Freudenrufe ablockte. Das Gerücht von einer Unterredung mit dem Welfenherzog hoffentlich unwahr und im Gespräch mit Courcel keine marokkanischen nova. Ueberraschungen waren, ohne ministerielle Bekleidungsstücke, auch dort ja möglich. Leider stets heutzutage. Beispiel: die Ernennung Tschirschky's, die den Chef so überraschte, daß er sein Portefeuilleton zur Verfügung stellte; war freilich leicht zu beschwichtigen und ist wieder auf der Höhe. Gegen Tschirschky eigentlich nichts zu sagen; auch nicht, wie Manche behaupteten, daß er Kandidat Holsteins war. Ruhiger Mann, dem weder besondere Meriten noch grobe Versehen nachzurechnen. Fatal nur, daß wieder ein „Reisebegleiter“ in die Sonne gebracht ist. Nach Wolff-Metternich und Schoen nicht

gerade Empfehlung. Wird neben dem Chef wohl kaum eine größere Rolle spielen als der arme Nichthofen und sämmtlichen Applausgelegenheiten fern gehalten werden. Daß aber dieses Staatssekretariat über den Kopf des Kanzlers hinweg besetzt werden konnte, ist, als nettes Symptom, doch der Rede werth.

Ein paar Tage war hier denn auch der Teufel los. Mühlberg war die Sache angeboten; aber so, daß er nicht gut Ja sagen konnte. Als er dann doch wollte, wars zu spät; und gute Menschen führen eine Campagne gegen ihn (der besser gethan hätte, in der Handelsabtheilung sitzen zu bleiben, wo er heimisch war), deren Ende noch unsicher ist. Nicht sehr wahrscheinlich, daß er bleibt. Dazu die latente Holsteinkrisis. Der Chef hat sehr darunter gelitten, daß der Wirkliche Geheimen in dem franko-britischen Handel direkt an S. M. berichtet und Groebens pariser Meldungen, die von Radolins ganz gewaltig abwichen, an die Allerhöchste Stelle gebracht hat. Jedem, der's hören wollte, darüber geklagt. Ob er den Mann nun noch immer nicht entbehren zu können glaubt oder sich für die Kraftprobe nicht stark genug fühlt: was Gewisses weiß man nicht. Daß es so, mit Hüh vorn und Gott hinten, aber nicht weiter geht, fühlt ein Blinder mit dem Krückstock. Vielleicht kommt Ruhe ins Glied, wenn das Sultanspektakel endlich vorbei ist. Röhig wäre es; denn trotzdem ich in diesem Fall eher für Holstein als für den zu internationalen Geschäften nicht geeigneten Chef war, ist doch nicht zweifelhaft, daß der Verantwortliche die Karre lenken muß. Jedenfalls giebt's bald wieder ein Revirement. Quod deus bene velit! Mumm in Tokio war ein verständiger Anfang; und unter den jüngeren Leuten hat Mancher das Zeug zu Höherem. Ein Segen, daß Radolin nicht lange mehr bleiben kann. Man sprach von Hohenlohe, der London, als Schwiegerjohn des verstorbenen Edinburger's, also Halbneffe Eduard's, ablehnen konnte. Dann bekäme Paasche das koloniale onus. Für London sollte man Jemand suchen, der sich gesellschaftlich („Sport und Spiel“ nennt man's in den Zeitungen) mit dem König zu stellen versteht, so ungefähr die Nummer Reichsach, und ihm für das Seriöserere einen Handelsmann ersten Ranges an die Seite setzen. In Eduard's Thronrede sind ja alle Beziehungen „freundschaftlich“.

Jetzt schweigen alle Flöten. Silberne Hochzeit. Eine gute, still sorgliche Mutter; sieben gesunde Kinder, die ihre Pflicht thun, stattlich aussehen und nie Aergerniß gaben. Das machen uns draußen heutzutage die Anderen nicht nach. S. M. hat Grund, im Hause zufrieden und glücklich zu sein. Und wir können ihm weiter ein ungetrübtes Familienglück wünschen; auch wenn wir finden, daß es im Februar 1881 besser um das Deutsche Reich bestellt war.



Ludwig Speidel.

Ludwig Speidel war Jahrzehnte lang der allmächtige Kritiker von Wien. Und Viele sagen jetzt, er sei auch der geistige Führer dieser Stadt gewesen. Jahrzehnte lang gab er die besten Feuilletons, die je in deutscher Sprache geleistet wurden. Und Viele behaupten jetzt, in ihm sei ein großer Dichter verloren gegangen. Nur der Mangel an Arbeitslust habe ihn gehindert, unsterbliche Novellen, Theaterstücke oder Romane zu schaffen. Aber es steht fest, daß eben diese Arbeitslust, gerade dieser fiebernde Fleiß zu den allerwichtigsten Bestandtheilen des Talentes gehört und daß Speidels feine Schreiberhand die energische Kraft zu formenden, zu gestaltenden Griffen nie aufzubringen vermochte.

Ein Führer? Ein Suchender, der ein fernes Ziel als Erster schaut, der ungeduldig voraneilt, winkend, rufend, verkündend, die Menge zwingt, ihm zu folgen, in neue Pfade einzuschwenken? Dieses Alles widerspricht dem ruhewollen Behagen seiner Natur. Richard Wagner war da: und Speidel wandte sich von ihm ab. Friedrich Nietzsche leuchtete auf: und Speidel hat diese Flamme nicht früher wahrgenommen als der ganze Schwarm der anderen Gebildeten. Henrik Ibsen trat unerkannt herein und nicht von Speidel, lange nicht von Speidel ging der Entdeckerschrei aus. Da er doch ein Führer gewesen sein soll: wohin also hat er uns jemals geführt? Ach, nirgendshin. Er hat uns nur immer begleitet. Langsam, gemächlich, zügend. Aber mit wunderbar aumuthigen Schritten und mit einer Weisheit der Rede, deren melodischer Reiz oft bezaubernd, manchmal ergreifend war.

Jetzt, da wir diesen edlen Begleiter entbehren müssen, möchten wir uns, unbedirrt von nekrologistrenden Einschätzungsversuchen, lieber darauf besinnen, Welch ein hochstehender, seltener und merkwürdig komplizirter Mensch uns in Speidel vergönnt gewesen und in Welch tief beschlossener, sinnreicher Harmonie die Novelle seines Lebens abgelaufen ist. Er war durch und durch geschaffen, um Schönheit aufzunehmen, sie zu empfinden, zu fühlen, zu genießen. Alles in ihm war zur genugsamen Empfängniß bereit. Seine Seele, seine Nerven, sein Blut: Das reagirte in ihm auf Schönheit mit der selben subtilen Beweglichkeit, mit der die Quecksilbersäule auf Wärme reagirt. Und sein heller Verstand schrieb ihm dabei den verlässlichen Gradmesser. Ein feines Instrument, um in der Berührung mit allem Wesen der Kunst die leisesten Schwingungen zu erfassen. Er war unentschlossen und fließend in seinem Wollen. Er war unthätigem Betrachten geneigt, er war Rusiker . . . und er kam nach Wien. Aufschlußreich für Beide ist es, für diese einzige Stadt und für diesen seltenen Mann, wie sie zusammentrafen, wie sie einander umfingen, in einander übergingen, einander besahen. Ihm war diese schwermüthig-heitere,

liebliche und üppige Stadt wie ein Geschöpf, dessen Reiz er einschürfen mußte, dessen betückende und räthselhaft verführerische Persönlichkeit er auszukoosten und in all ihren geheimen Quellen aufzuspüren bemüht war. Wenn er durch die wiener Gassen der italischen Pracht alter Paläste vorbeispricht, wenn er sah, wie über die Dächer der Stadt in das Getriebe der Menschen grüne Berge hereinschauen gleich großen, sanften Freunden, sah, wie Jeder, dem es zwischen den Häusern zu eng ums Herz werden wollte, mit einem Heben der Wimper nur, mit einem rasch hinaus zu den nah grüßenden Wäldern und Gipfeln gesendeten Blick sich neue Zuversicht holen konnte, dann faßte ihn wohl ein Ahnen, was die Wiener so leicht in ihrer Seele beschwingt. Wenn er dann draußen im anmuthigsten Gelände, in Grinzing, an den Hängen des Kahlenberges, in Sieving oder Neustift spazirte, die Wege, die Beethoven gewandelt war und Schubert, dann erkannte er die tieferen Zusammenhänge: Pastorale, Walzer, Müllerlieder . . .

Schmeichlerisch kam ihm diese Stadt entgegen und er bündelte sich die Gaben, die sie ihm bot, nach seiner Art. Die wienerische Landschaft. Das wiener Burg-Theater. Das kleine, gemüthliche wienerische Beisel. Diese Landschaft, die sein Fühlen, Denken und Träumen so schön ins Fließen bringt und wo ihn ein Gruß der Besten anweht, die je von dieser Scholle getragen wurden. Das kaiserliche Burgtheater dann, wo ihm die Blüthe wienerischer Kunst und althabsburgischer Kultur am Stärksten duftet. Endlich das „Winterbierhaus“, wo in niedriger, verqualmter Stube am ungedeckten Tisch den ulmer Studenten von einst inmitten der Residenz eine selige Kleinstädterei umfängt, wo in Plausch und Schwatz die Abende sacht verstreichen und wo man so hübsch weit von Arbeit und Mühsal fortgleitet.

Zaudernd nur, nur gezwungen, mürrisch und beleidigt, reißt er sich von so holdem Genießen, von so süßer Beschaulichkeit los, versammelt die spielenden Gedanken, die spielgewohnten Einfälle für kurze Stunden zu Ernst und Fleiß. Und nun beginnt langsam die melodische Resonanz, der Wiederklang all der köstlich empfangenen Eindrücke. Nun redet ein ausgeruhter Geist in behutsam erwählten, von feinem Geschmack ohne Hast geprüften, blankgeputzten und geschliffenen Worten. Meist erzählt er nur, weil Erzählen bequemer ist als das Aufrichten einer Architektur. Aber die edelste Zuschauerweisheit fließt unwillkürlich mit ein. Und in kurzen Sätzen, in übertaschend straffen Wendungen werden Vergleiche, werden Bilder geboren, wirklich geboren, wie eine wollüstig empfangene, zärtlich ausgetragene Leibesfrucht, und sind dann wie Kinder so lebendig, so jugendfrisch und so hintersichend.

Schmeichlerisch kam auch er dieser Stadt entgegen, die jeglichen Wohl-laut so feinhörig einschürft. Alle horchen auf, wenn Speidel redet. Er spricht nicht wie ein Sohn dieser Stadt, aber wie ihr Bruder. Er spricht ihr aus dem Herzen,

redet ihr ins Gemüth, ins Temperament. Er begleitet die Wiener auf ihrer Landpartie, auf ihren Wegen zur Kunst, begleitet sie in die primitiven, geliebten Bierstuben, wo sie sich heimwärts sehnen in die gute alte Zeit traulicher Kleinstädterei. Er erzählt ihnen, was sie im Theater gesehen haben, sagt ihnen, wie es ihnen gefallen hat. Und in der leeren Epoche der siebenziger und achtziger Jahre adelt er ihr dramatisches Vergnügen durch die Pracht seiner Feuilletons; läßt sie in seinen Kritiken finden, was ihnen die Bühne nicht zu geben vermag: Poesie. In dieser schlimmen Zeit und noch darüber hinaus hält er das Niveau der wiener Kunstbetrachtung auf stattlicher Höhe. Die gelassene Selbstverständlichkeit seiner vornehmen Kultur verhindert ein Sinken des Geschmades und seine geläuterte Genießerfreude legitimirt, was Allen im Tiefsten theuer ist: den Genuß. Der Goldglanz seiner Sprache, darinnen sie von Jakob Grimms klarer Rechtschaffenheit und von Gottfried Kellers einfacher Größe einen Hauch verspüren, bezaubert sie und die seelische Fülle, die sie hinter seinen knappen Sätzen erathen, bringt sie auf den Einfall, Ludwig Speidel könne, wenn er nur ernsthaft einmal den Voratz fasse, ein großer Dichter sein. Ein liebevoller, allzu begreiflicher Irrthum, dem übrigens Jeder von uns einmal erlag, wenn er über Speidel dachte. Denn irgendwo, an den äußersten Grenzen beglückenden Empfangens, nähert sich der im höchsten Sinn Genießende dem Dichter. Aber eine Wahl hat es da für Speidel nicht gegeben. Ein freies Wollen nicht und kein Entschließen. Er mußte werden, wozu er geschaffen war: der große Epikuräer; und nirgend in seinem Leben zeigt sich auch, daß er darin etwa geschwankt, daß er sich mißverstanden, daß er gekämpft habe, um ein Gottfried Keller zu werden, da er doch der Speidel war.

Da mag es denn besser, mag es gerechter erscheinen, ihn nicht als einen im Zeitungfeuilleton verbrauchten und verlorenen Dichter zu betrauern. Sondern als einen Ganzen, als einen Vollkommenen von feiner und seltener Art. Ein alter Aristokrat. Gut weimarisch-konservativ, mit all der Vornehmheit des ancien régime. Exklusiv und von dem unbewußten Hochmuth edler Rassen. Ein Seigneur, wie ihn sich die Künstler als Maecen des Verstehens nur wünschen können. Ein erlauchter Zuschauer. Ein fürstlicher Genießer. Unter den Feudalen seines Ranges vielleicht der letzte Beredsame. Und es ist schön, zu denken, daß gerade er in Wien allmächtiger Kritiker gewesen ist.

Felix Salten.

Bürgerblut auf Königsthronen.

Die Verlobung des Königs von Spanien mit der Prinzessin von Battenberg sollte unseren Herren Staatsrechtslehrern und Genealogen zu denken geben. Die Braut ist nicht ebenbürtig. Sie könnte nach strengem deutschen Ebenbürtigkeitsrecht nicht Fürstin auf einem unserer kleinen Thronchen werden; nicht Herrscherin in einem

unserer Kleinstaaten. Darüber kann nicht der geringste Zweifel sein. Nach allgemeiner Auffassung in fürstlichen Familien und in Kreisen der Staatsrechtslehrer, die sich mit der Frage beschäftigt haben, sind ebenbürtig bei uns nur die regierenden Familien unter einander und ein ganz geschlossener Kreis von Familien, denen das Recht der Ebenbürtigkeit nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses ausdrücklich zuerkannt wurde: die Standesherrn. Zu ihnen gehört die Familie Battenberg nicht. Die spanische Königsbraut ist die Enkelin einer Ehe zur linken Hand, der Ehe des Prinzen Alexander von Hessen (gestorben 1888) mit der Tochter eines Grafen Rorich von Hauke, ehemals polnischer Minister. Die Gräfin von Hauke bekam den Titel einer Gräfin von Battenberg. 1858 wurde sie Fürstin. Ihr Sohn, Graf, dann Prinz Heinrich von Battenberg, heirathete die Prinzessin Beatrice von Großbritannien, Schwester des Königs Eduard. Diese Battenbergs gehören nicht zum großherzoglichen Haus Hessen. Die Stellung, die sie sich verschafften, die Verwandtschaft mit dem englischen Königshaus machte sie den spanischen Königen ebenbürtig. In Deutschland gelten sie als ausgeschlossen aus dem Ebenbürtigkeitsverband unserer fürstlichen Familien.

Genau so steht es mit der Kronprinzessin von Großbritannien, der Prinzessin Mary von Wales, Tochter des Herzogs von Teck. Sie war die Enkelin eines Herzogs Alexander von Württemberg aus dessen morganatischer Ehe mit einer ungarischen Gräfin Rheyd von Rih-Rheyd, gehört nicht zum Haus Württemberg, nicht zu den „ebenbürtigen“ Prinzessinnen.

Das Unsinvolle, die ganze Unhaltbarkeit eines Ebenbürtigkeitsrechtes für unsere Zeiten habe ich in meiner Schrift „Das Problem der Ebenbürtigkeit“ gezeigt. Ich bin überzeugt, daß nur Unkenntniß des historischen Entwicklungsganges, Unkenntniß der tatsächlichen Verhältnisse, der Observanz in den Fürstenthümern, dazu führen kann, daß sich unsere Juristen heute noch durch fürstliche Hausgesetze über Ebenbürtigkeit leiten lassen. So fehlt, zum Beispiel, der neuesten Bearbeitung in Rehm's „Modernem Fürstenrecht“ alle familiengeschichtliche und genealogische Kritik. Aber die Ebenbürtigkeitsgesetze, die sich einige deutsche Fürstenthümer im Lauf des letzten Jahrhunderts hatwirt haben, sind so streng, so stolz; muß es nicht eine Freude für jeden Richter sein, sich blüdings danach zu richten? Endlich einmal klares Recht! Wozu da zweifeln? Noch schwebt im Hause Oldenburg der Streit um die Ebenbürtigkeit eines Oldenburger Fürstensohnes, der mit seiner Mutter, einem Fräulein Vogel von Friesenhof, nach dem Tode des Vaters den Namen Welsburg bekam. Die Mutter Friesenhof ist nicht von anderem Stande als die hattenbergische Ahnfrau, deren Enkelin des spanischen Thrones würdig ist. In Deutschland sind wir strenger; und so werden sich vielleicht deutsche Staatsrechtslehrer und Genealogen an die Brust schlagen: Ja, im stolzen Spanien! Aber bei uns ist noch anders.

Nun: bei uns ist es eben nicht wesentlich anders. Allerdings muß man wohl ein Wenig in Stammbäumen Bescheid wissen, um Das herauszufinden. Aber Stammbaumbstudien sind gar nicht reizlos. Man darf nur nicht glauben, man könne damit ein Ebenbürtigkeitsrecht (oder überhaupt ein Recht) beweisen.

Ich greife in die Mappe und suche. Sollte wirklich bürgerliches Blut nur in Spanien . . . Das wäre doch merkwürdig! „Nur“ schlicht adeliges Blut, gewiß, Das haben sie ja Alle, unsere Fürsten. Man braucht in ihren Stammbäumen gar nicht weit zurückzugehen, um ganz unebenbürtige adelige Ahnen zu finden.

Aber bürgerliche Ahnen, Bürgerblut? Auch daran fehlt es nicht. Der König von Spanien bricht keine Gewohnheit. Er selbst hat schon bürgerliche Ahnen und alle die anderen Regenten, Kaiser und Könige und sogar die deutschen Herzöge und Fürsten. Legitime selbstverständlich. In dieser Beziehung ist jedes Mißtrauen in die Wahrheiten der genealogischen Sammelmappe überflüssig. Für den Genealogen ist ja der Grundsatz „*pater est quom nuptias demonstrant*“ geradezu Lebensbedürfniß. Wollte er jemals an der Vaterschaft bei einer Geburt zweifeln, die als ehelich überliefert ist, so wäre ja all seiner Forschung, die nach Eltern und Ahnen und Urahnem fragt, aller sichere Boden genommen. Also Bürgerblut von bekannten Eltern. Das Eros in Gestalt liebenswerther Bürgeröhne heimlich vollbracht hat, davon weiß die Sammelmappe nichts, offiziell gar nichts.

Der Genealoge überblickt Jahrhunderte. Bis in das vierzehnte oder sogar dreizehnte Jahrhundert durchschaut er die Urkunden, aus denen er schöpft, so zuversichtlich, daß er entscheiden kann, ob die Nachrichten, die sie bringen, beglaubigt sind. Also sechs bis sieben Jahrhunderte. Da scheinen ihm die Zeiten Peters des Großen von Rußland nicht allzu weit zurückzuliegen. Dieser Kaiser war nun aber in der Wahl seiner Gemahlin nicht sehr vorsichtig. Er machte zu seiner Kaiserin eine namenlose Bauernmagd, die schon manchen Anderen vor ihm mit ihren Reizen erfreut hatte und ihm ein dreijähriges Töchterlein mit in die Ehe brachte; sein Töchterlein natürlich, denn schon länger als drei Jahre war die Magd seine Geliebte gewesen. Diese Tochter wurde die Erbin des russischen Reiches, heirathete einen Herzog von Holstein-Gottorp und ist Stammutter mehrerer Souveraine. Sogar unser Kaiser zählt (durch Marie von Rußland, Mutter der Kaiserin Augusta) sie zu seinen Ahnfrauen und mit ihm das ganze preußische Haus. Eben so das russische Kaiserhaus, die Königin der Niederlande und der Prinz Heinrich der Niederlande, die Königin Olga von Griechenland und das Haus Mecklenburg.

Weit verbreiteter ist die Nachkommenschaft einer deutschen Bürgerstochter, der Klara Dettin aus Augsburg, die 1460 den Pfalzgrafen Friedrich, einen Enkel König Ruprechts von der Pfalz, heirathete. Ihr Sohn wurde der Ahnherr des noch blühenden landesherrlichen Hauses Löwenstein. Da Töchter dieses Hauses vielfach in regierende Fürstenfamilien hineinheiratheten, stammen die meisten heute lebenden Fürsten in Deutschland und auf fremden Thronen von diesen Löwensteins und so von der Klara Dettin ab: Oesterreich, Italien, Portugal, der neue König von Norwegen, Sachsen, Bayern, Großbritannien, Preußen; dann natürlich die Mehrzahl der kleineren deutschen Herrscher.

Eine andere deutsche Bürgerstochter war Anne Lise Föhje, die Gemahlin des Alten Dessauers. Ihre Nachkommen sitzen heute nicht auf Königsthronen. Nur in Anhalt, Meuß, Dugemburg regieren sie. Das lag aber nicht an geringen Heirathen der Kinder (eine Tochter heirathete ebenbürtig in das Haus Brandenburg), sondern eben daran, daß die Descendenz nicht sehr zahlreich war. Aus dem selben Grund ist die Nachkommenschaft eines deutschen Bauernsohnes, der es im Dreißigjährigen Krieg zu einer Reichsgrafschaft brachte, des Melander von Holzappel, nicht sehr verbreitet. Seine Kindesfinder tragen nur in den Niederlanden die Königskrone. In Deutschland herrschen sie im stolzen Haus Oldenburg, das 1872 durch ein äußerst strenges Hausgesetz seinen Mitgliedern bei der Wahl ihrer Gemahlinnen enge Grenzen setzte. Die Heirath zur rechten Hand mit einer Prinzessin von Loth

oder Battenberg wäre für einen Oldenburger unmöglich, wenn diese Hausgesetze von unseren Gerichten anerkannt werden, wie es nach den bisherigen Urtheilen im Falle Weisburg den Anschein hat.

Die Kronprinzessin von Schweden und die Großmutter der Kronprinzessin des Deutschen Reiches sind badiſche Prinzessinnen und stammen ab von der morgantischen Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, einem Fräulein Geyer von Geyersberg. Die Mutter dieses Fräuleins von Geyer hieß Sponed und stammte aus einer nicht lange vorher geadelten schlesischen Bürgerfamilie.

Sehr verbreitet ist die Deszendenz Georgs des Zweiten von England. In Dänemark und Württemberg, in Großbritannien, Preußen und Rußland lebt sie auf Thronen fort. Nun war die Mutter Georgs, Sophie, die Tochter eines Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig und eines französischen Edelfräuleins, Leonore d'Éméric. Ueber die Mutter dieses Edelfräuleins ist Streit unter den Genealogen; die meisten wollen gar nicht wissen, wie sie hieß. Die zeitgemässigen Quellen, die ihr den schlichten Namen Bouffart geben, sind nicht recht zuverlässig. Jedenfalls war sie nicht von altadeliger Herkunft.

Im Lauf der letzten Jahrhunderte ist es also, trotz allem angeblichen Ebenbürtigkeitsrecht, in den meisten fürstlichen Familien vorgekommen, daß ein Prinz ein Mädchen von schlichtem Adel oder gar vom Bürgerstand sich zur rechten Hand antrauen ließ und ihren Kindern seinen Namen und die Erbfolge und Familienzugehörigkeit sicherte. Es ist wirklich schwer, zu sagen, warum Das einmal möglich war, beim nächsten Mal aber nicht; warum diese oder jene Dame von zwar niederem, aber ältestem und vornehmstem Adel, reich womöglich nicht nur an Ahnen, sondern auch an bürgerlichen Glücksgütern, sich mit der linken Hand begnügen mußte, während eine andere, der all diese Vorzüge fehlten, vollberechtigt in ein berühmtes Fürstenthum eintrat. Besonders reich an Heirathen, die nach den Grundsätzen des heutigen vermeintlichen Ebenbürtigkeitsrechtes nicht zur rechten Hand geschlossen werden dürften, sind die Stammlisten der Häuser Anhalt, Reuß, Lippe, Holstein. Die Großmutter des eben verstorbenen Königs von Dänemark war „nur“ ein Fräulein von Schlieben; die Urgroßmutter nur eine Burggräfin zu Tohna. Auch in der Linie des Hauses Holstein, der unsere Kaiserin entstammt, heiratheten die Herzöge nicht nach den modernen Grundsätzen der Ebenbürtigkeit. Die Großmutter unserer Kaiserin war eine Gräfin Daunesfeld, aus ganz unebenbürtiger Familie; denn sie stammte aus einer illegitimen Verbindung König Christians des Fünften von Dänemark mit einer namenlosen Dame. Auch eine schlicht bürgerliche kopenhagener Küsterstochter ist unter den nahen Ahnen unserer Kaiserin.

So ließe sich noch mancherlei Material beibringen, um die Ebenbürtigkeit der künftigen Königin von Spanien im Sinn allgemeinen Herkommens, althergebrachter Gewohnheit darzulegen. Nur auf zwei ganze Gruppen von Fällen, in denen sich bürgerliches Blut in die Stammbäume unserer Herrscher Eintritt verschaffte, soll noch hingewiesen werden.

Eine solche Kategorie bilden die Abkömmlinge aus Nebenhen von Fürsten früherer Zeiten, die in erheblicher Zahl ihr nur halbfürstliches Blut mit dem reinen Blute unserer edelsten Geschlechter vermischt haben. Die Nachkommen Johannis des Ersten von Portugal und seines Sohnes Alfons von Braganza, Beide Bastardkinder von niedrig geborenen illegitimen Frauen ihrer Väter, sind sehr verbreitet.

Nicht minder die Nachkommen Nikolaus des Ersten von Troppau, der ein außer-ehelicher Sohn Ottokars des Zweiten von Böhmen war. Den König von Spanien und alle übrigen Potentaten aus alten Häusern zählen sie zu ihren Nachkommen. Eben so steht es mit manchen Italienerinnen aus den großen Familien der Renaissancezeit: den Medici, Este und anderen, in denen viel bürgerliches Blut war.

Ludwig der Vierzehnte verheirathete seine illegitimen Kinder mit Prinzen und Prinzessinnen seines eigenen Hauses. Ihr Blut lebt fort in den Orleans, im belgischen Königshaus, in Bulgarien u. s. w. Sogar das Blut eines Papstes, Alexanders des Sechsten, ist nicht erloschen. Seine Tochter Lukregia Borgia war vermählt mit Alfons dem Ersten von Este, Herzog zu Modena. Ihre Enkelin Anna heirathete einen Herzog von Nemours. In weiblicher Linie blüht die Nachkommenschaft in italienischen, portugiesischen und anderen Fürstenhäusern. Uebrigens erscheint noch ein Papst unter den Ahnen unserer Herrscher: Jelix V, der erste Herzog aus dem Hause Savoyen, der sich nach dem Tode seiner Gemahlin Maria von Burgund zum Papst wählen ließ. Acht Kinder hatte ihm die Gattin vorher geboren.

Eine andere Gruppe bürgerlicher Ahnen unserer Herrscher bilden die Familien, die von Napoleons Gnaden sich zu ebenbürtigen Fürsten erhoben sahen. Die Familie Napoleons selbst ist angeblich uralt. Sie ist von sinnigen Forschern in ununterbrochener Stammfolge bis auf eine Familie Bonaparte zurückgeführt worden, die seit dem dreizehnten Jahrhundert in Sarzana erscheint und selbst wieder ein uraltausehendes italienisches Edelgeschlecht zu ihren Vorfahren in gerader männlicher Stammfolge zählen soll. Will man den Genealogen trauen, so kann sich das Haus Napoleons, was das Alter betrifft, den allerältesten, Capet, Hefsen, Lothringen, Bayern, an die Seite stellen und übertrifft jüngere, wie die Hohenzollern, um mindestens zwei Jahrhunderte an historisch nachweisbarem Alter. Aber Alter der Familie war durchaus nicht der Grundsat, nach dem Kaiser Napoleon die Menschen maß. Sonst hätte er nicht die Murats auf den Thron von Neapel gebracht. Sie waren bürgerlicher Herkunft und eine ganz unbekannt Familie. Eine Nichte des Königs von Neapel, Antonie Murat, heirathete den Fürsten Karl von Hohenzollern und wurde Großmutter des Königs von Rumänien. Stefanie Beauharnais, Großherzogin von Baden, und Maria von Leuchtenberg aus dem Hause Beauharnais, Mutter des Prinzen Max von Baden, hatten bürgerliche Ahnen. Bernadotte, König von Schweden, war von Vater- und Mutterseite bürgerlicher Abkunft. Seine Mutter war die marseiller Kaufmannstochter Desideria Clary, die Napoleon in jungen Jahren in sein Herz geschlossen hatte und an der er sein Leben lang mit eigenthümlicher Treue hing. Der Vater des ersten Königs Bernadotte war nach einer in fürstlichen Kreisen verbreiteten, vermuthlich irrigen Annahme jüdischer Abkunft. Durch die jetzige Königin von Dänemark, eine geborene Prinzessin von Schweden, wird das Blut der Bernadotte künftig, außer in Schweden, noch in Dänemark, Norwegen und in einem Zweig des Hauses Schaumburg-Lippe blühen.

Das wären einige kleine Beiträge zur Ebenbürtigkeitslehre, — zum Trost für den König von Spanien, wenn ihm deutsche Gelehrte ob seiner unebenbürtigen Verlobung gram sein sollten. Ich weiß wohl: deutschem Formalismus wird es nicht schwer werden, all diesen Anomalien gegenüber das speziell deutsche Ebenbürtigkeitsrecht glänzend zu rechtfertigen. Ich wollte die heilige Lehre mit meinen Erinnerungen auch gar nicht angreifen. Wozu? Das besorgt das Leben, wenns ihm darauf ankommt, ganz allein, wie schon der flüchtige Ueberblick uns gelehrt hat.

Indische Kunst.

Es wird der Versuch gemacht, ohne Emotion und ohne irgendwelche Wissenschaftlichkeit, die hier auf schwimmendem Grunde baut, Einiges anzumerken, was nach einer leider nicht langen, wohl aber in viele Richtungen ausgebreiteten Indienreise im Bewußtsein als starker Kunst Eindruck sich befestigt hat. Dabei müssen so und so viele Zusammenhänge dunkel bleiben, muß so und so viel in Vermuthungen gegeben werden; deshalb kann jeder zweiten Bemerkung widersprochen werden: die Fülle der verschiedensten Werke und die Mannichfaltigkeit der sich schneidenden Kultur- und Stilkreise gab dieser Reise reiche Reize, giebt aber jeder Mittheilung über künstlerische Thatfachen einen unbestimmten Unterton. Gewiß, klar und rein bleibt die Erinnerung an edle Formen, Linien, schön oder stark vertheilte Rassen und die wunderbar getragene Stimmung mancher Architekturen, die nicht Baumwerke sind, sondern Märchen . . . Doch ist Werke schon Emotion.

Die modernen Sachen, Alles, was seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden ist, gilt gar nichts. Die neue Architektur ist im besten Fall pittoresk. Das heißt: die Natur, die sie umgiebt, einige Nothwendigkeiten des Klimas sind so stark, daß die langweiligen klassizirenden Bauformen nicht zur Wirkung kommen. Oder, in Lucknow, zum Beispiel: grünlüche türktisch-pervenushafte Dekorationen werden halbwegs erträglich durch die Raumvertheilung, die großen Flächengruppen, die noch von alten Beispielen her wirken. Aber nein. Ehrlich gesagt: man wendet sich mitleidig von solchen Schöpfungen unglücklicher Nachkommen ab, nachdem man die drei Welten buddhistischer oder frühbrahminischer, maurischer und mogulischer Kunst erlebt hat. So wie ich später mit einem tiefen Schreden und einer unbeschreiblichen Verzweiflung in Berlin einige Tage an den neuen Gruppen, Häusern, Museen herumgestrichen bin; lächerlich und armjähig wie noch nie hatte die Baukunst unseres deutschen Reiches auf Den gewirkt, der vier Wochen vorher in Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Höhlen reichgegliederte, in rastloser Phantasie durchgearbeitete Säulen angestarrt, die weite Größe stiller Moscheen durchschritten und vor den Marmorwundern der Stadt Agra die zarte, vielsagende Kraft einer Baukunst, die nie literarisch, aber stets dichterisch-schöpferisch war, gespürt hat.

Die Kunst, die man in Indien und Ceylon sieht, bewundert, in tiefer Ergriffenheit sich als Schatz aneignet, ist nicht die reine Blüthe einer Rasse. Ist vielmehr ein sonderliches Produkt von kriegerischen Wellen, Kultur- und Glaubenskämpfen, metaphysischen Begierden eines Geschlechtes oder launenhaften Gelüsten eines einzelnen Menschen, der in eine Gegend verweist ist, in der er kein anderes Heimathrecht hat als einige ungestüme brutale atavistische Laster und das schöpferische Recht des Genies, das überall zu Hause ist, wo eine günstige Konstellation ihm einen Machtbereich öffnet. Darum ist diese Kunst auch gar nichts, was sich irgend mit ästhetischen Vergleichen, Formwünschen, Fragen nach Sinn und Zweck mühselig behandeln läßt. Darum gilt kein einziger Einwand, den man gegen irgend eins der Werke aus irgend einem noch so klugen oder gebildeten Sachverstand oder Empfinden vorbringen könnte. Die Grabmäler, Tempel, Höhen sind da und — um mich ganz im Sinne der sensualistischen Kunstlehre der Zukunft

auszudrücken — verändern unseren Blutrhythmus, erzeugen so ein Lustgefühl. Später kann man nur zu beschreiben, kaum zu analysiren versuchen, wie diese merkwürdigen Sachen aussehen.

Die Formen, die aus der Rasse geflossen sind und einer drängenden Phantasie bestimmte Umrisse geben sollten, wurden, kaum gefestigt, von den hellenischen starken Vorbildern, die über Makedonien und Persien nach Indien und Ceylon kamen, umgerüstet. In Höhlen, die dem Buddhismus und dem frühen Brahmanismus dienten, und in deren Pfeilerordnungen, Säulengruppen, den Grundrissen mit den schreinartigen Kammern als Centrum jedes Abtheils, — in solchen Höhlen sieht man plötzlich ein Ornament aus dem Bereich griechischer Kunst. Brahma, mehr noch Buddha hat manchmal einen griechischen Zug um den Mund, sein Kleid ist in athenischen Falten um den schweren dickhäuchigen Körper gelegt, der ja dann, keinem griechischen Götze gehorchend oder auch nur angenähert, die Fülle, das Emboupoint einer reichlichen Nahrung als Haupteigenschaft des Gottes symbolisiren muß. Der Schritt von der Höhle (Elephanta, Karlo, Ellora und anderen) bis zum oberirdischen Tempel ist der Weg der technischen Kultur. Sowohl die brahminische, also die eigentliche Hindureligion als die buddhistische hat ihn zurückgelegt.

Die primären Glaubensvorstellungen sind (man muß Das sagen, da Jeder die wirresten Vorstellungen über die indischen Religionverhältnisse hat, bevor er sie erlebt) die des Brahma-Bekenntnisses gewesen. Ein Fetischismus nach unseren Begriffen, beherrscht von dem Gefühl einer dualistischen Welt, in der unter Menschen (und daher auch unter Göttern) das gute und das böse Prinzip kämpft. Als Hauptprinzip: der ständige Wechsel der Erscheinungen. Nicht nur alles Irdische verändert die Form, Mensch wird zu Thier, Thier zu Mensch, sondern auch die Götter. Brahma hat sich unzählige Male verwandelt. Das große Wort, der letzte Sinn dieser Metaphysik ist die Verehrung der Fruchtbarkeit, der schöpferisch zeugenden Kräfte. Hier hat, wie man später hören wird, die Kunst den Weg von der unbeholfensten Naturdarstellung zur einfachen Symbolik gemacht.

Man weiß, daß der abergläubigen Brahma-Metaphysik in der dunklen, aber von allen tatsächlichen Beziehungen zur Welt gelöst und darum reinen, nicht korrupten buddhistischen Lehre die Nachfolge geworden ist. Buddhistischer Kunst verdankt man eine Reihe der seltsamsten Denkmale, zumal in Ceylon, Sibirien und Burma. Vielfach große Anlagen, nach der Zeit ihrer Entstehung aber ganz verschieden im Wesen. Der Buddhismus hat in Indien nur kurze Zeit rein geherrscht. Dem tiefften Wesen nach weniger ein Glaube als eine Weltanschauung, dazu aristokratisch und eigentlich mit Willen nur für die Elite der Bevölkerung zugänglich, hat er heute in Indien selbst keinerlei nennenswerthe Befenner. Das Volk glaubt dem Brahminen, dessen Kaste klug genug war, nicht nur buddhistische Stimmungen, die auch ihrer Religion gehört hatten, neu aufzuwecken, sondern auch Buddha selbst zu einer der Brahma-Verwandlungen zu ernennen. So ist heute der buddhistische Kreis, sehr zum Staunen des Europäers, der in jedem Hindu einen Buddhisten erwartet, auf Ceylon, Burma und einige geringe Inseln im Festlande beschränkt. Wie sehr aber die beiden Vorstellungskreise sich auch in alter Zeit schnitten und deckten, fühlt man bei der Betrachtung der alten Denkmale, vor Allem der wundervollen Tempel und Figuren auf Gwalior; an diesen überreich wirkenden Säulengruppen, Häusern und Plätzen mit ihren Statuen und Relief-

tafeln spürt man die stets nach neuen metaphysischen Vorstellungen begierige Seele des Hindus. Er, der nie an Symbolen und Figuren genug hat, kann sich nicht mit der einen Gestalt des Buddha begnügen. Vishnu, Shiva und mancherlei andere Götter sitzen neben dem Buddha, werden hier verehrt, sind die Heiligen dieser fürs Erste grotesk wirkenden vielfigurigen Säulenhallen, an denen keine Zollbreite an Mauer, Stufe, Säule frei geblieben ist von Darstellungen sowohl aus dem Gebiete des Buddhismus als des Brahma-Glaubens. Das sind nun nicht ethnologisch interessirende Beobachtungen: sie scheinen mir das tiefe Bedürfnis der Rassen, ihrer Seele Lust zu machen durch künstlerische Befreiung, zu zeigen.

Der reine Buddhismus ist der darstellenden Kunst naturgemäß entfremdet. Er ist gegen die Sinnlichkeit gewendet, damit gegen die schöpferischen Kräfte, ist in seiner höchsten Blüthe ja ein Preis kontemplativer Sterilität. Solcher Stimmung ist früh schon, wenn auch nicht unabhängig von der Kunst europäischer Völker, der vollendeteste Ausdruck gefunden worden in der bekannten sitzenden, auf der Lotusblume dahinschwimmenden Figur, die das Gefühl des Buddhismus für den weisesten Propheten rund und stark herausbringt. In Rangoon (Burma), wo auf jener geheimnißvollen, stets bewegten Niefenpagode Tausende von „Gautamas“ wohnen, goldene, silberne, rothe, kleine und riesige, arme und reiche, giebt es nur eine einzige wesentlich andere Form. Das ist allerdings die schönste Schöpfung der ganzen indischen Menschen Darstellung: der liegende Buddha, dessen Lächeln ein Spiegel der tiefsten Weisheit, geringschätzender, amüsirter Weltverachtung, unperzönlichen Mitleidens, geistiger Höhe ist. Was sonst an rein buddhistischen Darstellungen gesehen wird, sind eintönige Variationen, plumpe Grobschlichkeiten der niedrigen, nicht bis zum wirklichen Gefühl des Buddhismus entwickelten Proletarier; es ist ja auch natürlich, da die im Leben wirkende, nicht eigenmächtige und eigenberechtigte Kunst ein Ende haben muß, wenn sie den unübertrefflichen Ausdruck, der ihr abverlangt worden ist, hergegeben hat. Zu diesem Bild ist das Volk allerdings erst auf mannichfachen Umwegen gekommen, nach Versuchen, Aufnahme fremder Motive und Abstoßung unwesentlicher. Die interessantesten Erscheinungen, die von Gwalior und Andere, die in der selben Linie liegen und oben im Norden Indiens gefunden worden sind und die man gewöhnlich mit dem letzten Reste der noch heute in Indien lebenden Jains oder Dschainas in Verbindung bringt, zeigen eine Vermischung von brahminischen und buddhistischen Motiven. Nicht nur werden in den selben Tempeln beide Götter verehrt und die figuraten oder ornamentalen Symbole Heider neben einander gebildet: man findet auf dem selben Relief, auf der aus dem selben Stein gehauenen Darstellung in parallelen Figuren die sieben Jains, sieben Buddha-Figuren und eine achttarmige Hindugöttin oder Shiva. Der Horizont der Menschen bedarf so sehr einer steten Erweiterung ins Metaphysische, daß sie so viele Göttervorstellungen wie möglich sammeln, sich assimiliren und plastisch machen. Diese mittelalterlichen Jain-Skulpturen haben einen merkwürdigen Schönheitbegriff, dem man wiederum auf Schritt und Tritt hellenische Einwirkungen anmerkt. Dieje von der uneren nicht allzu entfernte Schönheit gelangt allerdings in der Darstellung des menschlichen Körpers, wenigstens über das Primitivste hinaus, nicht zu Geschlechtsunterscheidungen, noch viel weniger natürlich zu irgendwelchen Individualitätsunterscheidungen. Die schönen Figuren, um einige Namen, die ja allerdings gar keine besondere Vorstellung geben, zu nennen, eine Ktinatha oder Arischna-

banatha aus der Nähe von Swallow oder die Kolossalstatuen in Swallow selbst haben, ob sie nun männliche oder weibliche Gottheiten darstellen, die selbst auch bei den ungeheuren Dimensionen schlank wirkenden Beine, etwas zu kurz in der Proportion, hoch gewölbte, aber gar nicht weiche Brustkasten, eine merkwürdige Bauchfalte, sehr kleine und schön gegliederte Füße. Die Stellung ist einmal aufrecht, die Arme eng an den Körper gedrückt, wie wir es von allen ägyptischen, assyrischen und vorhellenischen Statuen aus im Gefühl haben, dann wieder kauend, mit gestreckten oder umgeschlagenen Beinen, die dem meist dicken Unterleib eine uns grotesk erscheinende Ausdehnung gestatten, aber immer nach dem Ziel der großen Ruhe im Ausdruck trachtend, der ja dem Glauben der Menschen den hauptsächlichsten Unterschied zwischen Gott und Mensch darstellen mußte. Der Mensch wandelt sich unablässig, hat nie Ruhe; der Gott genießt den Zustand stiller Endgiltigkeit, nach dem die Wünsche seiner Anbeter unablässig trachten. Hier nun wieder die große Differenz zwischen Buddha- und Brahma-Glauben, die sich denn auch natürlich in der religiösen Kunst (der einzigen, die es giebt) ausdrückt; Jain und Buddha bleiben ungefähr in dem Zustande, den sie einmal erreicht haben. Die sieben verschiedenen Jains, die verschiedenen Buddhastufen dieser Sekte kann man mit unjerem Europäerauge, selbst wenn sie neben einander stehen, nur nach langer Betrachtung in den Differenzen ihres Ruhezustandes unterscheiden. Auf der anderen Seite sind die Götterbilder der verschiedenen Brahmawerwandlungen mit ihren unzähligen Armen, Händen, Symbolen und Verzweigungen von Thier- und Menschenkörper von der allergrößten Vielfältigkeit und Niemand darf behaupten, jede einzelne Abwandlung gesehen zu haben. Merkwürdig sind die kleinen Schilde, Sterne, Kränze auf der Brust, den Handflächen und den Fußsohlen, die den meisten dieser mittelalterlichen Skulpturen buddhistischer Kreise eigenthümlich sind und die neben den nicht allzu häufigen Ornamenten auf Wandflächen eigentlich die hervorstechendsten Beweise eines über die religiösen Bedürfnisse hinausgehenden Forminteresses und Gestaltungsdranges bilden. Den stärksten Eindruck, den ich von buddhistischer Kunst gehabt habe, weit stärker noch als der in Höhlen, ungemessen reicher als der des eigentlich sehr geringen und nur durch das Gefühl seiner Heiligkeit gehobenen Tempels in Kandy, wo der falsche Zahn des Buddha angebetet wird, boten mir die gigantischen Figuren, die in Swallow aus einem steinigen Fels in einen hohen Bergabhang gehauen sind. Sie stammen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und sind der Zahl nach noch heute eben so überwältigend wie der Größe nach. Es sind in verschiedenen Gruppen an den verschiedenen Abhängen des Berges angeordnete Götterbilder, mythologische Darstellungen. Noch heute, trotzdem sie vielfach verstämmelt wurden, machen diese Figuren den tiefsten Eindruck, beweisen die ganze Sinnfälligkeit der Religion, vermitteln das Gefühl ihrer in alle Lebensfunktionen hineinreichenden Gewalt. Hier spürt man, stärker als in den heiligsten Wallfahrtsorten der noch lebenden Buddhisten oder Brahma-Anbeter, welche ungeheure und geradezu sinnliche Macht diese religiöse Welt übt. Man geht auf einer großen Landstraße an Felsen hinab; und an der Seite stehen nicht zwei oder drei, sondern unzählige Götterbilder, deren Höhe zwischen sechs und sechzig Fuß schwankt. Die Zahl und Beschreibung vermag hier vollständig. Man kann keinem, der es nicht gesehen hat, sagen, wie groß ein Höhe ist, dessen Länge vom Scheitel bis zur Sohle siebenundfünfzig Fuß beträgt und dessen Fuß allein neun

Fuß mißt. Das Merkwürdige aber ist, daß man im ersten Augenblick gar nicht die Dimensionen spürt, sondern etwas innerlich Ueberwältigendes, das man sich trotz allem Intellekt nicht aus den Massen erklärt, weil die Figur eben so durch ihre absolut an keine Größen gebundene Intensität wie durch die Gewaltigkeit wirkt. Bemerkte sei noch, daß diese Figuren naturalistische Absichten noch deutlicher als die meiste übrige Kunst des Landes aufweisen, daß keinerlei Hülle die Körper verdeckt und daß schon wegen des Ausmaßes der Statuen dieser Naturalismus in der Abbildung menschlicher Körper zu ganz außergewöhnlichen Eindrücken führt. In der That haben diese Statuen selbst in einem Lande, in dem die Darstellung erotischer und sexueller Motive, von allen Abwandlungen der fähigen Darstellungen an bis zur vergnügten Ausmalung sonderlicher Spiele, immer ihren Platz an der Landstraße behauptet hat, schon sechzig Jahre nach der Fertigstellung einen moralischen Feind gefunden, den Kaiser Babar, der denn auch die Zerstörung eines Theiles der Figuren und die Verstümmelung anderer angeordnet hat. Sein Wille ist zum Glück nur unvollständig erfüllt worden. Diese in der primitivsten Art aus dem Stein gehauenen und mit ihm noch immer verbundenen Figuren wirken weit stärker als irgend Etwas, das die ägyptische Welt an religiös-mythischen Formen hervorgebracht hat. Doch fehlt auch hier jeder noch so versteckte Versuch einer Individualisierung. Der ganzen buddhistischen Kunst ist das Ziel der Persönlichkeitsdarstellung fern geblieben. Sie hat in letzter Höhe einen Typus gefunden: den Gott.

Die reine Hindu-Kunstmanifestation ist ganz anders. Ob man sich nun um die frühesten Erzeugnisse, um mittelalterliche oder um die allerneuesten kümmert, um kostbare oder ein paar Heller werthe, die jetzt um die Tempel herum verkauft werden und die in keinem Hinduhaufe fehlen sollen: hier sieht man immer, unbekümmert um Körpermaß, um Schönheit, um einen noch so unbewußt und naiv herauskommenden Drang nach einem körperlichen Ideal, den Wunsch, die groteske Veränderlichkeit der Welt plastisch auszudrücken, die den Stoff für das hauptsächlichste Staunen, die Philosophie eines Hindu also abgiebt. So wirken die Vishnus und Krishnas aus alter Zeit, ob sie nun aus Sandstein, Messing, glänzend polirtem schwarzen Marmor oder, wie jetzt, aus bunt gefügtem Alabaster oder Stein, aus Erde oder Thon gefertigt sind. Die geringen Veränderungen der Typen entsprechen mehr der Verschiedenheit der Orte, in denen die Werke entstanden sind, dem Material, den Nuancen der Rasse als einer mählich fortschreitenden Kunstentwicklung, die höchstens so weit gediehen ist, daß das Moment der Größe an Bedeutung etwas abgenommen hat und Ausdruck und Farbe wichtigere Mittel zum Erzielen jenes Gefühls von Schreden wurden, das das wichtigste Ziel geblieben ist. In den Höhlen in Elephanta, in Ellora spürt man, daß, trotz den Einwirkungen persischer oder hellenischer Formen, Das, was wir grotesk nennen, also die äußerste Steigerung ohne Rücksicht auf die Nöthigkeiten der Natur, das Wesentlichste ist; das übermenschlich Große, das Außermentliche der Organe, die Vielheit von Händen und Füßen, die Verbindungen von Köpfen und Körpern macht für die Menschen den Begriff der Gottheit aus. Daneben handelt es sich um das Darstellen mythologischer Vorgänge, der Abenteuer und Offenbarungen, Verwandlungen der verschiedenen Götter.

Der mythologischen Kunst ist von allem Anfang bis auf die heutige Zeit

das Wichtigste die Darstellung der Zeugungs- und Geschlechtsvorgänge geblieben. Sie bilden das Centrum der Hindu-Metaphysik und des Hindu-Horizontes überhaupt. Das Tiefste, was diese Religion aus dem Menschengefühl in Verehrung umgesetzt hat, ist der Tantra-Kultus, die Anbetung der weiblichen und männlichen Fruchtbarkeitsenergien. (Das Motiv des Stieres fehlt, wie bei aller Symbolik der Männlichkeit, auch hier nicht.) Diese Beziehung zum Sexuellen ist das erste und letzte Wort aller Darstellungen, bedeutet noch heute im Gottesdienst der Hindus das Wichtigste. Hier ist auch die Kunst von der Figurendarstellung bis zur Erzählung eines Symbols geblieben, des Lingham, den man von ungeheuren Dimensionen an bis zu den kleinsten Fettschen überall verehren und mit Blumen befränzen sieht. Und eben so zeigt die Ueberfülle der kleinen Götzen aus alter Zeit fast immer irgend eine dahin zielende Anspielung, wobei es Heuchelei wäre, zu behaupten, daß es sich immer um die tiefe und ernst getönte Erinnerung an das Schöpfungsproblem handelt. An mancherlei Orten, besonders aber in einem kuriosen Tempel am Gestade des Ganges in Benares, ist in holzgeschnittenen Reliefs eigentlich Alles dargestellt, was die Erotik auf ihrem großen Zuge von Ägypten über Pompeji, die Renaissance und Arcino bis zu den ewigen Boulevard-Witzen an Stoffen gewonnen hat. Die üblichen Quadrillen der Geschlechter, das erste Mal, der Hohn des Tritten und Vierten, der Spott über den Blüten, Madame Potiphar: all die lästernen Erfindungen der ars amandi stehen, als Ausdruck einer Phantasia, wie er sonst nirgends mehr zu sehen ist, hier am heiligen Ort. Von diesem Thema wäre noch Verschiedenes zu sagen, wenn es in Europa gesagt werden dürfte.

Eine andere Welt. Der Zeit nach nicht viel später. Manches aus dem Sphärenkreise entsteht, als schon nur wenige hundert Kilometer entfernt, die ersten Zeichen einer wunderbar feinschen und zarten mogulischen Architektur gegeben sind. Die maurische Baukunst hat schon früh in Sandstein schöne Denkmale errichtet, Moscheen, Mausoleen, entwickelt sich aber erst in Agra und Delhi unter dem Könige Akbar, seinem Sohn und dessen Nachfolgern zu einer Höhe, die durch nichts Europäisches übertroffen wird. Akbar erbaut die Palaststadt Fatehpur Sikri, in der Grundrisse und Flächenanordnungen, vielfach gegliederte und oft reizvoll geschmückte Säulen, blaue Emailldächer und pagodenartige Häuschen den Formenreichtum und die Geschicklichkeit eklektischer Stilarchitektur offenbaren. Hier ist dem profanen Leben eine Kunst gewidmet worden, die in diesem Lande sonst nur den Göttern gehört; hier ist an Klugheit, Geschmack und Einfall mehr geleistet worden, als wir an spätgriechischen Bauanlagen bewundern. Der archaische oder historische Reiz, das Gefühl, daß aus einer verlassenen Kulturwelt uns ein Ganzes voll von tausend Stimmungen zurückbehalten worden ist, braucht gar nicht mitzusprechen, wenn man einfach die absoluten Qualitäten dieser Bauwerke betrachtet. Hier ist nicht allein das Bedürfnis, Raffinement zu wecken und zu befriedigen, das in der Architektur an sich schon eine der höchsten Stufen bedeutet, sondern Phantasia, Einfall, sogar Zierlichkeit wirksam. Daß wir ein nuanciertes Leben schattenhaft in dieser toten Stadt erstehen sehen, hat ja seinen Grund nur darin, daß die Bauten eine solche Suggestion haben, die Befriedigung so vieler und seiner Bedürfnisse als tügliche Möglichkeit beweisen. Weit größer aber als diese ersten Bemühungen eines

phantastischen und nicht mit Unrecht Ludwig dem Vierzehnten verglichenen Orientmonarchen ist, was seine Nachkommen erbaut haben.

Nämlich die Marmorwunder der Paläste in Agra und Delhi, vor Allen den Taj Mahal. Den Namen hat kaum Einer je gehört; bei uns wenigstens. Wo in unseren Kunstbüchern von einigem Betracht dieses entzückende Werk genannt ist, wird es als ein pittoreskes Gewächs orientalischer Kultur bezeichnet, wird als Hauptreiz der weiße Schimmer des Marmors gegen die grüne Vegetation der Umgebung erwähnt. In Wirklichkeit aber ist dieses Grabdenkmal, das im Jahr 1630 vom Kaiser Schah Jehan erbaut worden ist, ein Werk von einer Grazie, einer innerlichen Vollendung, einer edlen Schönheit, die um nichts geringer ist als die gothischer Kathedralen oder prachtvoller Renaissancehöfe. Das Material ist weißer Marmor, die Form ein Viereck mit abge schnittenen Winkeln, in der Mitte ein großer Dom, an den Seiten vier kleinere. Das Ganze steht auf einem riesigen Plateau, das auch aus weißem Marmor ist und in dessen vier Ecken vier Minarets stehen, jeder 33 Fuß hoch. Nun muß man die Maße hören. Die Plattform aus weißem Marmor, auf der der Taj Mahal steht, ist 18 Fuß hoch und bedeckt einen Raum von 313 Fuß; die Fläche, die der Taj Mahal selbst bedeckt, ist 168 Fuß; der Hauptdom hat einen Durchmesser von 58 Fuß und eine Höhe von 80 Fuß. Ueberlegt man die Dimensionen, vergleicht sie mit denen unserer großen Kirchen, so bekommt man das Gefühl von etwas Gigantischem. Steht man aber an dem Portal, das noch ein kleiner Strom von stillem Wasser und mädchenhafte Gärten von dem Plateau des Taj Mahal trennen, so ist das erste Gefühl, daß man einem zierlichen, edelsteinartigen, süßen Werk gegenübersteht, und man geht in einem wahren Taumel des Entzückens durch den Garten, tritt hinauf und steht vor einem weißen, schimmern den Palast, den man wie ein köstliches Gefäß aus dem edelsten Stoff am Liebsten in die Hand nehmen und streicheln möchte, weil man das Gefühl hat, daß die Augen hier allein nicht alle Schönheit zu den Sinnen bringen können und man auch für sein Gefühl, für die Nerven der tastenden Hände ein Glück aus diesem Jümel holen könnte. Das klingt sehr überchwänglich, etwas kindlich; und die Photographien können den Eindruck ja auch nie geben. Man kann noch ein paar Thatfachen mittheilen: daß die Schnitzereien dieses Marmors von der zierlichsten Zartheit sind; daß eingelegt in alle Flächen buntes Steinwerk in der Pietra Dura-Technik schimmert, die an die frühesten Mojaiken des Trecento erinnert; daß das Licht in den leisesten Tönen durch alle Gitter des Hauses bringt; daß die feinste Elfenbeinkunst nicht die Reize dieses geschnittenen Marmors hat; daß der Glanz der Sonne und das sahle Licht des Mondes immer neue Herrlichkeiten entdecken läßt; daß die acht Rischen der Seiten und die vier großen Portale, durch zwei Stockwerke gehend, von einer wunderbaren Gleichheit in der Anlage und im Ornament sind und daß man dennoch keinen Augenblick müde wird, den Linien, den Flächen, den Schatten mit den Augen nachzufolgen. Daß man schließlich sich vom Neuheren dennoch losreißt, ins Innere tritt und nun einen Gitterschrein sieht, wiederum aus weißem Marmor wie dieses ganze Interieur, wiederum in den zarresten Linien und den feinsten Ranten geschnitten und eingelegt; daß Chrysolit, Rubine, Smaragde, Opale, Topase die Farbe für die Blumen geben, die den Zierath der Gitter und der Säрге bilden; daß es drin bald dämmert und man nur manchmal einen Edelstein blutroth oder mädchengrün aufleuchten sieht; und daß

bald wieder ein vielfach gebrochener Lichtstrahl den Marmor erstrahlend läßt. Man muß oft dort gewesen sein, muß die Augen geschlossen haben bis zum letzten Augenblick und sie dann plötzlich mit einem Mal geöffnet haben, um die ganze Pracht in einem Augenblick aufzujaugen; oder man muß langsam, Schritt vor Schritt, schon aus weiter Ferne die bekannten Linien gesucht haben. Muß aus der dunklen Nacht plötzlich den weißen Glanz haben erscheinen sehen, um dann zu wissen, daß hier ein Haus von nie erschöpfbaren Reizen, erfüllt vom tiefsten Sinn der Schönheit, in der Stille steht, ein Geheimniß der Kunst, von dem nur Wenigewissen.

Der Taj Mahal ist von einem Kaiser erbaut worden, um die geliebteste Frau zu ehren. Taj Mahal ist eine Abkürzung für Taj Bibi Ke Noza; dieser Titel klingt schon süßer, zärtlicher, näher dem wirklichen Eindruck. Die Zeit, in der es erbaut worden ist und in der die Menschen das Gefühl für diese Schönheit hatten, mußte denn auch irgend eine Deutung dieses nie geahnten Wertes erfinden. So sagte man, der Kaiser habe gar kein Haus bauen wollen, sondern ein Bildniß seiner Geliebten. Der Moslimglaube gestattet keine Portraits; und so wollte er ein Symbol dieser wunderbar sanften, geheimnißvollen, vielleicht launischen, sicher aber immer schönen und reizvollen Geliebten geben. Da schuf er den Taj Mahal. Hier liegt die Favoritin begraben, liegt auch er selbst. Und man muß auch in ein paar Worten die menschliche Tragik erzählen, die dieser Kaiser erlebte. Er erbaute das Werk und hat es vollendet in Freiheit nicht mehr gesehen; sein Sohn nahm ihn gefangen und sperrte ihn drüben auf dem Fort in den Palaß ein, der auch ein unbeschreibliches Wunderwerk ist, gefügt aus kleinen Marmorblöcken, mit Edelstein geschmückten Veranden, zarten Badezimmern, vielfachen Ausblicken, ruhigen Sitzplätzen und Gitterthüren, die in neue zärtliche Gemächer führen. Hier, wo sich auf einem großen Fort altindische Palaßmauern mit diesen Zeichen mogulischer Architektur berühren, war er in einem kleinen Erker gefangen, von dem aus der Blick in der Ferne den weißen Glanz des Taj Mahal sieht; hier starb er mit einem letzten Blick hinüber.

Man müßte auch von den Ornamenten schwärmen, diesen Blumenranken elegantester Linie, die im Taj Mahal sind oder drüben auf dem Fort in den Haremsgemächern, in den Badezimmern, durch die das kühle Wasser floß, oder in den Perl-Roschren, wie sie in Agra und Delhi stehen; die in Agra etwas reicher, in Delhi aber das Kundeste und Vollendetste an Farbe, Ton, Proportion, Linie und Form sind, das man nur denken kann. Was die Leute in Kairo an den Nesten maurischer Architektur so bewundern, scheint Dem ein armer Versuch, der vorher die Stärke dieser indischen Kunst gespürt hat.

Mit Allem, was wir uns unter Baukunst denken, hat das Werk ja nichts zu thun. Der Zweck, die Nützlichkeit gilt gar nichts; der schöne Schein, Gefühl ist Alles. Die Klugen sagen: Der Taj Mahal ist nur eine Gastabde; innen ist dunkel und man sieht kaum die beiden Säрге, für die er erbaut worden ist. Sie finden das Grab des Akbar grotesk, weil man fünf Stockwerke hinaufsteigen muß, um dann einen leeren Sarkophag zu sehen; die Leiche selbst liegt unten im Keller. Ein braver Deutscher hat mir in Agra gesagt, das Königsschloß am Chiemssee sei viel schöner und der ewige Marmor werde allmählich langweilig. Warum ich diese Väppereien wiederhole? Weil sie an das Gefühl erinnern, das man bei uns überhaupt der orientalischen Kunst gegenüber hat und das man denn auch in den meisten

unserer Kunstbücher über die indische Architektur vorächtiger und wissenschaftlicher ausgesprochen hört. Sie ist den Kritikern etwas Pittoreskes, etwas Wertwürdiges, ein Kapitel aus der Kuriosität. Niemand aber spricht aus, daß hier eine Kunst zu Werken gebieten ist, die in einzelnen Exemplaren den unseren an Zinigkeit und Zartheit, an reiner Form überlegen sind. Daß also nicht die englische oder europäische Kultur in Indien als Siegerin eingedrungen ist, sondern wir hingehen, um eine Schönheit zu sehen, die unserem Wesen fremd und unserer Sehnsucht nah ist.

Kleinigkeiten. Zeichen einer künstlerischen Gesinnung, die mit bewußter Kunstübung noch wenig zu schaffen hat und deren Eindruck später unsäglich stark wiederkommt: die rosenroth gefärbten Fassaden in Jeppore. Frontflächen der Häuser, die oft genug von der Masse, dem Kern des Gebäudes durch Alter und Verfall längst gelöst sind und deren Schücherei den Blick ins Freie, auf einen kühlen, blauen Winterhimmel oder auf die schmierigen Höfe der Handwerkstätten offen läßt. Oder aus Holz geschnitzte Portale, an denen jeder Zoll mit einer Phantasie, deren Stoff weit öfter Form und Linie als Figur und Gefühl ist, bedeckt wurde. Aber Das ist doch Kunst, sagt man. Rein: es ist der primärste Ausfluß menschlichen naivsten Spieltriebes. Ist das Gefühl des Kindes den Dingen gegenüber: daß nämlich Etwas mit ihnen geschehen muß. Daß keine Flächen leer bleiben, keine Naturform ungeändert, unverändert, vermenslicht, sozusagen bestehen bleiben darf. Gewiß wird aus solchem spielerischen Antrieb dann die Kunst. Ist sie in Indien, im indischen Indien geworden? Fast scheint es ein Kampf um Begriffe, Unterscheidungen, da doch so manches tiefblaue oder rubinrothe Email entzückt, alte Waffen es an Schönheit aufnehmen können mit den edelsten Toledoermerklingen (auch die Dämmerhunden am Marktplatz von Toledo, im kleinen Laden waren von unvergänglichem Reiz). Aber man muß doch anmerken, daß Indien keine Malerei hat; *doux pays!* Daß bei der himbeerfarbigen Anstrichfarbe jepporischer Häuser diese Art, das Leben künstlich zu spiegeln, ihr letztes Ende gefunden hat. Daß übers Dekorative hinaus die schöpferische Kunst nicht zielt. Daß die Textilkunst persisch, afghanisch, maurisch eher ist als rein indisch. Daß auch dem Kunsthandwerk die Farbe nur als Kontrastmittel diene, das einzige Email ausgenommen. Ueberall bleibt's bei der Einfarbigkeit stehen oder beim Wechsel von Hell und Dunkel, Licht und Schatten. Das sind die Motive der eingelegten Metallarbeiten. Wenn manchmal im Zuge der historischen Wechselwirkungen Maurisches in Indisches, Chinesisches in beide verschwiferte Welten eindringt, so ist Das nur ein Wetterleuchten. Eben bei Tibet giebt's Götterchen, die den chinesischen ähnlich sehen. Einer mit dickem Bauch steht vor mir: er hat auf dem grauen Stein ein paar rothe Flecken; es sind die Flecken des Materials, die dem Künstler nicht das Wichtige waren. Alle die tausend Gantanas auf der Pagode in Rangoon oben sind golden, mit Edelstein geziert. Wie die schreulichen Fragen am Gangesufer in Benares, jenem heiligen Ziele von zweihundert Millionen gottessehnsüchtiger Menschen, meist blutroth angemalt sind. Das sind aber nur Mittheilungen über ihre Größe, Stärke, Erhabenheit, Schrodligkeit. Die Farben sind Hieroglyphen, dienen nicht der Darstellend. Da hat man in solchem *aperçu* einen Haupteindruck indischer Kunst: sie zeigt an, statt darzustellen . . . Doch man darf sich gewiß nicht einbilden, in ein paar Worten das vielgestaltige Wesen Jahrhunderte währendender Kunstübung einzusaugen.

In Ahmedabad. Hier stehen alte maurische Grabmäler. Grauer Stein, geschnitten, als wäre es Holz, in dessen gefügte Fasern das Messer, jedem Impuls folgend, Linien schneiden kann. Hier schon merkt man, was dann die mogulische Architektur des Taj Mahal, der Perlmoscheen so charakterisirt: daß die Arbeitskraft, unser werthvollstes, theuerstes Material, gar keinen Preis gehabt hat. Die Mühe der nicht bezahlten hungernden Sklaven, die fronten, ist billig gewesen. Könige ließen hier Grabmäler bauen. Sonderbare Büume stehen zwischen Sarkophagen in Höfen, deren Grenzen jene vielen Gitter bilden, die die Gelegenheit für so viele Ornamentvariationen abgaben. Da sind Kreise, Quadrate, unbeholfen gestellte Blattkränze. Dann, in der Großen Moschee, die ein paar Nischen und Erker hat, bei denen man an frühe Gothik denken muß, beobachtet man die Wege, die spielerisch betragende Macht der Kunst, die den Bildhauer, der nur Zeichen, Sprüche meißeln will, gegen seinen Willen einen Dekorateur werden läßt, der seine Lettern so fest, wie es der Rhythmus seines Blutes, sein Formgefühl, die Fläche nach ihren Gesetzen verlangt. So entsteht, unbewußt dämmernd, ein Stil. Ungewollt, aus Gedanken, Mittheilungen, religiösen Anweisungen, Zierrath und Ornament, das nun auf unsere Sinne wirkt.

Im selben müden, morschen Ort, der übrigens die Heimath der kostbaren goldgewirkten Kivobis, der prunkvollen Damaste ist, steht ein neues Gotteshaus, mit viel Aufwand erbaut von den „Jains“, der kleinen Sekte indischer Buddhisten (sie sind es nur ungefähr, von Weitem sozusagen). Ein trauriges Zeichen neuer Kultur, importirten Europas. Holzschildwachen, von jener Größe, die man unter dem Christbaum amerikanischer Williardäre vermuthet, stehen, blau und roth gemalt, vor dem weißen Thor. Und sagen: Wir sind die Hüter der Götter. Man lächelt noch über die Puppen, wenn man schon im Hof ist, die Schuhe ablegt und in den Tempel tritt. Ein Säulengang und Nische an Nische enthält den gleichen Götzen, der, die Knie übergeschlagen, geistlos dasteht. Jene in Rangoon, jene liegenden Buddhas mit dem wehmüthig-fremden, geheimnißvoll traurigen Lächeln sind wahrhaftig Götter. Diese sind arme, in irgend einer Fabrik gekaufte Götzen. Im Allerheiligsten klappert ein Kristall-Kußre, billige Spiegel sind der Stolz der Priester, die gerade den Tempel zu einem Feste waschen. Sie nehmen vom Hals ihrer Götter das Geschmeide; und selbst der Schmutz des verborgensten Götzen, zu dem man auf kleinen Treppchen hinabsteigt und den man nur durch Gitter auf einige Distanz hin sehen kann, erweist sich in der Sonne als buntes geschliffenes Glas. Aus Böhmen kommt diese Herrlichkeit indischer Geheimnisse, — wie die in Kupfer getriebene Gebetmühle des tibetanischen Lamas, die mein Reisegefährte in Darjeeling oben gekauft hatte und in der dann zu lesen war: „Mado in Germany“.

In diesem Lande hat die Kunst nie die Natur zu fassen, in der Malerei zu vergewaltigen gesucht. Manchmal, so jenem maurischen König Akbar, einem großen Kunstpolitiker des Ostens, sind Wünsche aufgeflattert, wenn er europäische, eher noch chinesische Farbenkunst sah. Aber bei Wünschen blieb er stehen. Seltsam genug. Schließlich aber ist es bisher den Europäern auch noch nicht gelungen, mehr als bunte Ansichtartenkunst zu geben. Niemand hat noch die tragische Atmosphäre indischer Vergangenheit, den Schimmer der Farben, die wirte Stimmung der Tropen eingefangen; Niemand sie auch nur angedeutet. Selbst die Beziehung der Bildhauerei und des Kunsthandwerkes zur Natur ist gering.

Die simpelsten Blatt- und Blumenornamente empfindet man als sekundär, nicht in der Seele des Volkes spontan erblüht, sondern aufgesprößt. Die Natur ist weit weg. Und verleiht doch erst jeder dieser Bauten den besonderen Glanz. Ein Baum mit olivengrauen Blättern, der im Hofe steht, ein Busch, der die Thormauern überrawachert, eine Palme, die, fergengrade, unglaublich hoch ragt, der Fluß, der silbern hingießt und den Palaß vom Horizont trennt, die blaue Ebene im Weiten: Das sind die natürlichen Hintergründe und sie geben dem Gesicht jene Bezichung zum Gefühl, die das Werk an sich (wenn es das gäbe) nicht besitzt: die Atmosphäre.

Diese Natur aber und diese immer anders kreuchende Menschlichkeit ist so stark in der Stimmung, daß man an jedem Abend, wenn es ganz, ganz finster ist und auch die mysteriöse Dämmerzeit mit ihren dunklen, größten und angingendsten Schatten verstrichen ist, auf einer langen Fahrt oder, weil man sich, immer noch nach Gesichtern hungrig, mit dem Rißhammwägelchen an Märkten, neben bunten Laternen, lustigen Häusern oder dem stillen Meer entlang hat ziehen lassen, daß man, sage ich, dann, wenn alle Lichter verlöscht sind, ganz aufgeregt die Bilder, Ausschnitte, Silhouetten vor sich sieht und nicht begreift, daß Keiner Das malt, Keiner in Kunst umsetzt und nur die Literatur, die doch sonst stets um einen Schritt zurück ist, diese Stimmung fassen konnte. Man erst spürt man die Märchen, spürt den indischen Romanzkreis Goethes, spürt Buddhas Welt, erfüllt schon damals von jenem tiefen Pessimismus, daß Alles gleitet und nichts gewiß ist als das unsehbare Dahinschwinden auch des stärksten Augenblicks . . .

Paris.

W. Fied.



Der Fischer.

Die junge Erde trank den Winterschnee
 Und duftiges Weiß die Kirschendäume sprühen;
 Wie flüssig Silber liegt der stille See,
 In frischem Gold die Weidenblätter glähen.
 Und Falter kommen, gelbbehäubt die Schwingen,
 Dahergegankelt über Feld und Rain,
 Tief in den süßen Blütenkelch hinein
 Sie mit den kleinen Sammetköpfchen dringen.
 In leichtem Kahn die glatte Fluth hinaus
 Ein Fischer treibt, fern von dem Uferhügel;
 Er wirft das Netz, es breitet weit sich aus:
 Und jäh zerbrochen ist der Wasserpiegel.
 Er denkt ans treue Weib in ferner Klausel,
 Die wie die Schwalbe nicht ihr Heim verläßt,
 Und wie er reich beladen bald nach Hause
 Mit Nahrung eilt zu ihr ins traute Nest.

(Nach Li-Tai-Po)
 Theodor Suse.

Hamburg.



Zwo Amidjas Sohn.*)

Im Tenje, wo die Amidjas ihre Besizung haben, lebte vor zwanzig Jahren eine alte Serbin, die hieß Mara und, wenn ich nicht irre, Komoffar. Die ganze Welt nannte sie Tschorawa Mara; denn sie war auf einem Auge blind. Sie hatte eine halbe Kette Grund, also ziemlich viel für solche Leute, aber es ging ihr dennoch miserabel, denn ihre Söhne wären ihr nach Amerika durchgegangen und sie mit ihrer Tochter konnte die Feldarbeit allein nicht leisten.

Damals war der junge Amidja, Zwo, der jetzt Majoratsherr ist, auf der Universität in Klausenburg. Sein Alter wollte ihn nämlich durchaus Banus werden lassen; und dazu muß man in Ungarn studirt haben.

Natürlich war das Ganze einfach lächerlich. Die Universität hat er wohl überhaupt nie gesehen. Wenn man ihn von Tenje weg nach Klausenburg schickte, fuhr er geraden Weges nach Budapest, wo es viel amüsanter ist, und wenn er wieder nach Hause kam, sagte er allabendlich nach dem Souper Gute Nacht, schloß seine Zimmerthür, zündete die Stadirlampe an und war sofort zum Fenster hinaus, auf und davon und bei der Tschorawa Mara. Das war in Tenje allgemein bekannt. Jeden Sonntag sang der Dudelsackpfeifer im Wirtshaus: „Unsere Sofa liebt den jungen Grafen.“ Sofa aber war die Tochter der Tschorawa Mara. Im Kroatischen reimt sich Das und klingt viel hübscher.

Zwo Amidja hatte an der Geschichte einen doppelten Spas. Die Sofa war an sich schon nicht zu verachten; das Mädel hatte Augen im Kopf, die Fines ordentlich fraßen, und einen Mund wie ein Herz-Äß. Aber geradezu possierlich war's, wie sich ihre Mutter, die Tschorawa Mara, benahm. In Tenje lachten sie sich bußlig über sie. Ost machte sich irgend ein Herr, zum Beispiel: ein Beamter, den Wig und hielt bei Mara um die Hand der Tochter an. Dann lächelte die Alte geschmeichelt und sagte: „Sie sind sehr gütig, aber meine Sofa ist schon vergeben; sie wird Gutscherrin.“ Die Alte bildete sich nämlich heiß und fest ein, Zwo werde das Mädel heirathen; bildete sich's ein, seit er ihr einmal einen Dukaten Angeld gegeben hatte, wie es bei den Bauern so Sitte ist. Der schöne Wahn gerstob allerdings, sobald Sofa interessant wurde. Als sie ihre Zwillinge bekam, war Zwo schon lange Doktor und bei der Bottschaft in Konstantinopel, als dritter Attaché. Sofa ging ins Wasser. Weil sie Zwo nicht zu finden wußte, aber hauptsächlich, weil die anderen Mädchen sie Raze schimpften. Bei den Bauern ist es eine große Schande, Zwillinge zu gebären; man nennt solche Weiber Razen. Zwo hatte von Alledem keine Ahnung. Woher auch? Sofa hatte ihm, als das Malheur geschehen war, wahrscheinlich keine Sterbenssilbe verrathen. Rama Amidja war einfach indignirt über die schmutzige Liaison des Herrn Sohnes und schwieg sich in ihren Briefen nach Konstantinopel gründlich aus. Mit Ferto aber, dem älteren Bruder, war Zwo übers Kreuz. So kam es, daß er nach der Hochzeit Fertos mit Niki Sokolowitsch, also viele Jahre später, nach Tenje zurückkam und dort erst erfuhr, daß er glücklicher Vater und fast doppelter wäre, wenn sich der eine Sprößling nicht zufällig beim Kesselfecheln totgeschlagen hätte. Glücklicher Vater blieb er aber.

*) Eine slavonische Skizze aus dem Buch „Adelige Geschichten“, das Herr Roda Roda nächstens bei Albert Langen in München erscheinen läßt.

Nun, solch ein Nachwuchs ist nicht sehr angenehm, besonders im Ort nicht. Das läuft dann entweder in Lumpen umher und ist ein ewiger Vorwurf; oder man fängt an, den Keel zu verzorgen; und dann hat es mit den Belästigungen und Ansprüchen kein Ende. Iwo that, was noch immer das Klügste in solchen Fällen ist: gar nichts. Der Bub gab Ruhe, eine Mutter war nicht da und die Tschorawa Wara war so alt, daß sie sich um nichts mehr scherte. So wäre denn das Ganze mit der Zeit wohl ziemlich in Vergessenheit gerathen, wenn Iwo nicht geheiratet hätte. Weiß Gott, ob die deutschen Frauen alle so sind? Die man hier zu Lande zu sehen bekommt, haben durchweg ein Kadel zu viel. Der Stammhalter jah seinem zärtlichen Papa leider kompromittirend ähnlich. Die junge Gräfin ging nur einmal durch Tenje spaziren und hatte ihn schon entdeckt. Er lud gerade, so gut es konnte, Mist auf, um den Garten der Tschorawa Wara zu düngen.

„Welch schönes Gesichtchen!“ rief die Gräfin; und sagte zum Kammermädchen: „Ach, fragen Sie den Knaben doch, wie sein Vater heißt.“

Das Kammermädchen fragte; und der Bengel antwortete pünktlich und nicht ohne Stolz: „Gospodin Grof Iwo Amidja de Tenje.“

Jede andere Dame hätte es nicht gehört. Aber deutsche Frauen sind gründlich.

Eine Viertelstunde später mußte sie Alles und machte Iwo Szenen, bis ihm nichts übrig blieb, als den Jungen ins Schloß zu nehmen. Dazu mußte Iwo der Jüngere erst auf Martin umgetauft und gründlich mit Salbe behandelt werden.

Es war ja zweifellos eine Dummheit von der Gräfin Käte. Jeder vernünftige Mensch muß Das zugeben. Aber eigentlich hatte die kleine Frau wahrhaftig großartig gehandelt. Wer sie deshalb auslacht, bedenkt nicht, wie edel und hochherzig diese Frau dachte, als sie, so jung, wie sie war, wo sie doch wenigstens mit der Möglichkeit künftigen Kindersegens rechnen mußte, einen auferwehlichen Erben ihres Mannes ins Haus nahm. Wie gesagt: schön wars. Klug nicht.

Martin war also im Schloß. Wenn es nach Gräfin Käte gegangen wäre: der Bauerbub hätte ganz wie ein richtiger Graf gezogen werden müssen. So weit gab nun Iwo denn doch nicht nach. Er behandelte ihn gut, ging sogar im Anfang auf Kätes verschrobene Ideen ein, aber später fand er doch den richtigen Standpunkt wieder und setzte den guten Martin auf Lohn.

Als Komtesse Gertrud zur Welt kam, überlebete Martin endgiltig in den Gefindeflügel. Nun wars ein eigenthümliches Schauspiel, wie es bei Amidjas zugeing. Wenn Iwo nicht zu Haus war, durfte die Dienerschaft von Martin nie anders als von „Seiner Gnaden, dem jungen Herrn“ sprechen, und „Graf Martin“ lernte Französisch. Kam Iwo heim, so mußte „der junge Herr“ den selben Tisch abdecken, auf dem er vorher Dondons gegessen hatte.

In Tenje, dem trostlosen Sumpf, ist noch Niemand alt geworden. Komtesse Gertrud zählte sechs Jahre: da wurde Käte herbenskrank. Nun geschah Etwas, das auf Iwos Charakter wirklich ein recht häßliches Licht wirft und selbst seine besten Freunde empört hat. Die Gräfin, dieser Engel von einer Frau (denn was sie gefehlt, hatte sie doch nur in ihrer maßlosen Güte gethan), forderte auf ihrem Totenbett in Gegenwart des Kaplans und auch Martins von Iwo den Eid, daß Iwo seinen Sohn anerkennen werde. Und diesen Eid schwor Iwo. Aber kaum hatte Käte die Augen geschlossen, als er Martin zum Stallburshen machte.

Iwo hatte ja eine Entschuldigung für sich: anerkennen konnte er den un-

ehelichen Sohn nicht. Dazu muß man die Einwilligung Seiner Majestät haben und der König muß erst gekrönt werden, der dem Entel einer einäugigen Erbin den Grafentitel zuspricht. Immerhin: Zwo hätte den Martin in ein Pensionat, in eine Kadettenschule, ins Kloster stecken können oder selbst irgendwohin nach Oberungarn zu einer Herrschaft als Diener; aber in den eigenen Stall: Das ist gemein. Das ist mehr als teuflische Rache.

Daß die Reitknechte den Jungen nicht mit Handschuhen anfaßten, kann man sich denken. Einmal band ihn angeblich der Parabelutscher an die Krippe und zwang ihn, dunsigen Hafers zu essen, weil Martin ihn den Pferden vorgefüttert hatte. Und so soll noch manches Andere passiert sein. Aber am Besten, man wiederholt das Gerücht nicht.

Früher hatte die Dienerschaft dem Martin gern heimlich Eins ausgewischt. Seit ihn aber die Kutscher in der Arbeit hatten, that er Allen aufrichtig leid. Selbst die Beschließerin von Tenje, eine bekannte Megäre, zog sich hohe Röhrentiefeln an, um ihm darin ein paar Bissen in den Stall zu schmuggeln. Sonderbar: Martin ging auch da noch an der Kleinen Gertrud. Man sollte doch glauben, ein hungertiger, verprügelter Junge werde sich, wenn er schon irgendwie loskommen kann, in die Küche schleichen oder auf dem Heuboden verkriechen. Aber nein. Der arme Teufel hatte, als echter Amidja, eine gefährliche Passion: er spielte für sein Leben gern mit der Gertrud. Die war ein frühreifes Perlbüchlein und schwieg davon gegen Zwo sein still; und wenn die Aja den Umgang nicht dulden wollte, schlug die Kleine um sich wie nicht geschieht.

Einmal kam Zwo aus Agram nach Hause: und das Erste war, sein Räderl auf die Arie zu nehmen. Die Aja stand dabei.

Da beginnt die Kleine, irgend einen blödsinnigen Kinderreim zu singen: „Djü, Dutschi, Bombor sohte, hod sei rode Hof verlore.“ Im Nu fährt Zwo auf; der Reim kommt von der Tschorawa Mara. Man muß den Austritt von der Aja geschilbert hören. Sie sagt, in einem Augenblick habe sie noch nie einen Menschen sich so furchtbar verändern sehen.

Zwo sprach kein Wort. Er tobte nicht, er that nichts; weil er nicht konnte oder weil er sich vor seinem eigenen Horne fürchtete? Nachmittags aber befahl er, Martin aus dem Hause zu jagen. Martin ging (Das haben mehrere Leute gesehen) heulend in der Richtung auf das Haus zu, worin seine Großmutter, die Tschorawa Mara, gewohnt hatte. Der schreckliche Vorfall aber, der sich am nächsten Tag abspielte, ist vollkommen unauzgeklärt.

Gegen Mittag sprang Komtesse Gertrud noch munter im Park umher. Am Abend fand man, nach verzweifelltem Suchen, ihre Leiche im Fischteich. Ob Martin das Kind etwa im Park erwürgt und dann, am hellen Tag, zwei Stunden weit weggeschleppt hat ob er es mit sich fortloste und dort erst umbrachte: wenn es nicht irgend einmal gelingt, Martin auszuforschen, wird Das ewig ein Räthsel bleiben.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls wollte, daß die arme Kleine gerade dort gefunden wurde, wo sich ein paar Jahre vorher Sofa, Martins Mutter, ertränkt hatte. Das sieht fast wie Vergeltung aus.

Denn in gewissem Sinn (Das heißt: vom idealistischen Standpunkt aus gesehen) war doch Zwo am Selbstmorde der Sofa schuld gewesen.

Koda Koda.

Der Apothekerflaps. *)

Herr Dr. Hellpach stellt in den Vordergrund seiner Schilderung der Apothekerpsychose die Halbheit der Vor- und der Ausbildung. Er schreibt also auch der ungenügenden Bildung einen Hauptanteil an der Entstehung gewisser Abnormitäten zu. Das muß ich nach meinen Erfahrungen entschieden als unrichtig bezeichnen. Die Vorbildung des Apothekers ist keine andere als die Tausender von Realschulabiturienten, die in alle möglichen Berufe eintreten, ohne daß man sie deshalb für leichter disponirt zu einer abnormen Entwicklung erklären könnte. Der Grund ist nur in der Ausübung des Berufes selbst zu suchen. Uebrigens findet man unter den Apothekern sogar Leute von hoher Bildung, Leute, die in vielen Wissensgebieten zu Hause sind. Da ist der eifrige Stenograph, der alle Systeme kennt, der leidenschaftliche Sammler von Naturalien, auch der Alterthumsfreund und Geschichtskenner, der mit manchem Fachmann an Kenntnissen den Kampf wagen könnte. Doch all dieses Wissen ist unproduktiv, gewissermaßen potenziell nur angehäuft, nicht kinetisch nutzbar. Warum? Weil die Berufstätigkeit in ihrem überwiegenden Theil nur eine geringe Zahl von Handgriffen und kleinen Ueberlegungen fordert, die an und für sich ziemlich einfach sind und erst durch ihre Häufung eine Leistung vorstellen. In lebhaften Geschäften führt die Gewöhnung an diese kurze, fortwährend zu unterbrechende, mechanische und in ihrer Wiederholung lähmende Thätigkeit verhältnißmäßig früh zu Erschöpfung; mitunter auch, gerade bei begabteren Persönlichkeiten, zu einer Psychose. Diese besteht in einer vollständigen Umformung des normalen Fähigkeitslebens. Wer diese Metamorphose mit ihrer Bekämpfung des oft ungemein heftigen Widerwillens gegen die mechanischen Arbeiten des Pillendrehens, Salbentreibens (bis Eiuem die Sache, wie ein Gleichniß sagt, das fast feins mehr ist, in Fleisch und Blut übergegangen ist) nicht durchgemacht hat, weiß nicht, daß in diesem Ererbten angeborener Fähigkeiten zu Gunsten des Erwerbes anderer ein Stück Tragik steckt, wie wohl in jeder Psychose. Doch ein großer Theil unserer Berufsanomalien lebt gar nicht in uns, sondern in den Schädeln unserer Beurtheiler. Sobald man mit Leuten zusammentrifft, denen unser Beruf unbekannt ist, kann man alsbald in lebhafter und angeregter Unterhaltung sein, jedenfalls ohne von dem Betreffenden für nicht normal gehalten zu werden. Steht man sich aber als Apotheker vor, dann kann man in neun von zehn Fällen darauf rechnen, nach ein paar Minuten zu hören: Ach, wissen Sie, die meisten Apotheker sind zu komische Leute!

II. In Ihrer Zeitschrift erschien am dritten Februar ein Aufsatz über Berufspsychosen vom Dr. Willh. Hellpach. Die allgemeinen Auseinandersetzungen in diesem Aufsatz mögen richtig sein oder nicht. Ich weiß es nicht und nehme sie auf Treue und Glauben hin. Auch bei den praktischen Beispielen mag die Begründung der Ursachen des Caesarenwahnsinns stimmen. Wir sind gekrönte Häupter noch nicht oft begegnet und die Serenissimi sind im Wipplatt wohl lustiger als im Leben. Anders steht es mit der Erklärung, die Herr Dr. Hellpach vom Apothekerflaps oder, wie man bei uns sagt, vom Apothekerparren giebt. Ich kenne viele Apotheker und kenne auch ihren Betrieb. Unter allen mir bekannten war nur einer, der den bekannten Sparren hatte; ich glaube aber fast, er hätte ihn auch in einem anderen Beruf gehabt. Sehr verbreitet scheint also diese Berufskrankheit nicht zu sein.

*) Der am dritten Februar hier veröffentlichte Artikel „Berufspsychosen“, ist namentlich von Apothekern, in vielen Briefen kritisiert worden. Um auch einer von Hellpachs abweichenden Auffassung zum Wort zu verhelfen, will ich zwei davon abdrucken.

Hellpach wird sagen: Aus einzelnen Beispielen kann nicht gültig geschlossen werden. Richtig. Zwar thut jede Statistik. Ob mit Recht, ist eine andere Frage. Aber dann darf mir Herr Dr. Hellpach auch nicht mit seiner Meinung kommen, die aus einer nicht größeren Zahl von Beispielen rationalistische Schlüsse zieht. Er hat eben Recht gehabt mit seinen Apothekerbekanntschäften. Das ist bedauerlich. Aber ein ganzer Stand darf nicht darunter leiden.

Sammelbegriffe wie Gattungsbegriffe zu brauchen, ist vom Uebel. Der Gattungsbegriff betont die wesentlichen gemeinsamen Eigenschaften der Einzel Exemplare, der Sammelbegriff die zufälligen. Hellpach sagt auch: „Die Männer“ oder „Die Weiber“. Wie zahllose Differenzirungen und Abstufungen der Persönlichkeiten sind hier zu finden! Und wie unbedeutend ist dagegen der Allgemeincharakter! Eine ähnlich starke Verschiedenheit fällt innerhalb der einzelnen Berufsgruppen auf.

Denken Sie einmal an den eleganten Herrn Ministerialrath und dann an den Amtsrichter, der Jahre lang draußen bei seinen Bauern sitzt und dessen Weinleider sich durch ungleiche Länge auszeichnen. Beide sind Juristen. Soll ich nun sagen: Der Jurist kleidet sich elegant oder: Der Jurist hat ungleiche Hosenbeine? In meiner Heimathstadt hatten wir einen Hausarzt. Der hatte einen Stock mit einem silbernen Knopf. Beim Besuch ließ er ihn regelmäßig stehen. Und ich mußte ihn nachtragen. In der Mundecke hatte er einen Cigarrenstummel, seine Stimme war schrill und die Haut seiner Hände hart. Mein Vater wurde in die Nachbarstadt versetzt. Und unser Hausarzt hatte dort auch harte Hände, schrille Stimme und den appetitlichen Cigarrenstummel. Nur der Stock hatte einen Eisenbeingriff. Stehen ließ er ihn aber auch. Meine kindliche Logik schloß: Ein Doktor ist unangenehm; er hat Hände, die wehthun, er schreit, er riecht nach feuchtem Tabak und man muß ihm den Stock nachtragen. Später habe ich lebenswürdigere Medizinerexemplare kennen gelernt. Und vorm Verallgemeinern mich besser geschützt.

Im Apothekerberuf sind die Unterschiede der Persönlichkeiten besonders auffallend. Zum Theil wohl, weil die nivellirende Fachunterhaltung hier fehlt. Die ist nur im Kreis der Fachgenossen möglich. Sonst hat kein Mensch ein Interesse daran. Der gewichtigere Grund dieser starken Differenzen liegt aber in der Verschiedenheit der heimathlichen Milieus. Ein großer Theil der Pharmazeuten rekrutirt sich aus Apothekerjöhnen. Die Apotheke ist langjähriger Familienbesitz. Ich kenne ganze Apothekerdynastien. Das giebt dann dem Wesen etwas Bodenständiges, einen feudalen Anstrich (feudal im alten Sinn des Wortes). Wie denn auch dem kleinen Mann besonders auf dem Lande der Apotheker viel mehr Respektsperson ist als der Arzt. Er muß ein Grundstück besitzen. Er kann kein so Herceingeschweiter sein wie der Arzt oder der Beamte. Die anderen Pharmazeuten sind meist wohl von besonderem Interesse in ihren Beruf geführt worden; manchmal auch Leute, die auf der Schule hängen blieben. Solche, deren Väter nicht das nöthige Geld hatten, um durch Privatunterricht das Abiturium schließlich doch noch durchzubrüden. Vor schwach Begabten ist aber kein Beruf sicher. Juristen und Ärzte auch nicht.

Hellpachs Vermuthungen über die Genesis des Apothekerklapses scheinen mir nicht einmal als Vermuthungen werthvoll. Denn wie soll eine Berufskrankheit durch Vorgänge erklärt werden, die vor dem Eintritt in den Beruf liegen? Die Beobachtung, daß auffällig viele Apotheker klein seien, ist wirklich nicht ernst zu nehmen. Auf welchen Prozentsatz von Einzel Exemplaren kann sich im besten Fall diese Beobachtung stützen? In meiner Heimathstadt haben die Apotheker fast ausnahmslos reichliches Gardemaß. Ich werde mich trotzdem hüten, zu sagen: Apotheker sind lang gewachsen. Analogieschlüsse sind immer gefährlich. Und eine Verallgemeinerung ganz vereinzelter Thatsachen ist noch

nicht einmal ein Analogieschluß. Was Hellpach von der Halbheit des pharmazeutischen Berufes sagt, beruht auch nicht auf allzu genauer Kenntniß. Zunächst macht sich hier die leidige Ueberschätzung bescheidenen Wissens breit. Du lieber Gott: das Abiturium! Als ob danach die Bildung eine ganze wäre! Die letzten Schuljahre geben dem künftigen Berufsmann eine Ahnung von allgemeiner Bildung mit auf den Weg. Nur bei den Begabtesten, insbesondere bei den „Schulmeistern“, erstreckt sich das Bedürfniß nach Wissen neben dem Fach auf die späteren Jahre. Angenommen, der Pharmazeut habe das Abiturientenexamen gemacht. Dann lernt er zwei Jahre, muß ein theoretisches Gehilfenexamen bestehen und noch vor der Universitätszeit drei Jahre praktisch im Fach thätig sein. Will er dann die Doktormürde haben, so ist sein Studium nicht kürzer als das in anderen Fakultäten. Geht er früher von der Schule ab, so hat er außer der dreijährigen Gehilfenzeit auch drei Jahre zu lernen. Er kommt dann schon älter und gereifter auf die Universität als andere Studenten. Und da ihm bis zum Staatsexamen nur vier Semester und reichliche Arbeitspena zugemessen sind, ist er meist ein fleißiger Student, der weder Zeit noch Lust hat, mit seiner Eigenschaft als Akademiker noch besonders zu prunken. Nach dem Studium aber wird, wie Hellpach sagt, der Apotheker wieder zum Krämer. Danach scheint der Nervenzarzt den Apothekerberuf doch nur von außen zu kennen. Er weiß offenbar nur von Dem, was vor den Augen des Publikums, was in der Doffizin vorgeht. Daß auch ein Laboratorium zur Herstellung der Arzneimittel und zu chemischen Untersuchungen den ganzen Tag in Betrieb ist, weiß oder beachtet er nicht. Gerade als ob ich etwa den Leiter eines großen Betriebes nach der Zeit, in der er mit dem Publikum in Berührung tritt, beurtheilen wollte, vielleicht nach seinen Sprechstunden.

Uebrigens berührt Hellpach hier wirklich einen wunden Punkt im modernen Apothekerberuf. Aus der früheren Apothekerkunst ist in den letzten Jahren ein Apothekergewerbe geworden. Schuld trägt das Eindringen des Großbetriebes in eine Berufsart, in der nur der aller sorgfältigste Kleinbetrieb am Platz ist. Die eigentliche Schuld trifft hier die Ärzte und die Krankenkassen. Es ist freilich bequem für den Arzt und billig für die Krankenkasse, wenn ein generalisirendes Mittel verordnet wird; dem Kranken hätte vielleicht ein seinem individuellen Zustand genau angepaßtes mehr genützt. Einerlei. Der Apotheker muß das Mittel nach Kaufmannsweise abgeben. Dafür ist er dann der Verantwortung ledig. Der Verantwortung: die ist, die dem Apothekerberuf das Gepräge giebt; und gerade von ihr hat Herr Dr. Hellpach nicht gesprochen. Diese Verantwortung ist schlimm, weil sie typisch ist. Verantwortung tragen, ist eine That, nicht ein Wissen. Und nur wer die bei den Theoretikern aus dem Gebiet exakter Wissenschaften typische falsche Werthung theilt, wird das Wissen über das Thun stellen. Vier Berufe sind es, denen Leben und Gesundheit einer größeren Menschenanzahl anvertraut ist: der Apotheker, der Zugführer, der General im Kriegsfall und der Arzt. Nur wenige Juristen kommen je in die Lage, über Tod und Leben eines Menschen entscheiden zu müssen. Während aber beim Zugführer, beim General und beim Arzt nur gröbliche Fehler Schaden stiften können, kann beim Apotheker die leiseste Unachtsamkeit die schwersten Folgen haben. Wer Tag und Nacht in Gefahr ist, durch ein Milligramm zu viel, durch ein Zittern des Armes bei der Wägung ein Menschenleben zu gefährden, darf sich über reizbare Nerven nicht wundern. Ist der Apothekeriparren eine Berufskrankheit, so mag sie in der kleinlichen Hantirung bei so großer Verantwortung ihre Ursache haben. Von Haus aus nervöse Menschen werden in den Apotheken gar nicht angenommen und Lehrlinge, bei denen sich starke Nervosität zeigt, sofort entlassen. Welcher Apotheker möchte auch die Verantwortung für ner-

vöje Gehilfen und Lehrlinge tragen? In den großen Apotheken ist, wie mir erzählt wurde, dem Nachtdienst thüenden Gehilfen der Genuß von Alkohol am Abend unter sagt.

Ich glaube, ein Beruf, der so den ganzen Menschen verlangt, kann wohl kaum ein halber genannt werden. Halb ist freilich, darin hat Herr Dr. Hellpach Recht, die wirtschaftliche und soziale Stellung. Der Apotheker ist Beamter; der Staat beaufsichtigt ihn. Der Apotheker ist Kaufmann; die Krankenkasse sucht ihm seinen Verdienst abzuhandeln. Der Apotheker ist Wissenschaftler; er darf aber seine Wissenschaft, seit die Chemie sich selbständig abgezweigt hat, nur wenig verwerten. Staat, Ärzte, Krankenkassen, Publikum: Alle reden ihm in seine Berufsthätigkeit hinein. Hier kann nur die Verstaatlichung helfen. Sie erleichtert dem Apotheker die Last der Arbeit und die der Verantwortung. Dann wird der Apothekerklaps aus einer *fable convenue* zum alten Vorurtheil werden. Monsieur Hommaix ist kein deutscher Typ.

Der Apothekerberuf ist nicht schöpferisch. Sind's etwa viele andere Berufe? Schafft der Durchschnittsjurist neue Gesetze? Oder erfindet jeder Praktische Arzt neue Heilmethoden? Ist nicht auch ihr Schaffen ein Arbeiten nach dem Rezept! Pressen sie nicht einzigartige Fälle in typische Formen? Schöpferische Begabungen bringen überall durch. Ich nenne nur ein paar Apotheker: Liebig und Pettenkofer, Jbsen und Fontane. Ich glaube, sie dürfen sich sehen lassen. Und an tüchtigen Männern fehlt's auch sonst nicht.

Nicht verletzte Empfindlichkeit, die der Verfasser fürchtete, veranlaßte mich zum Schreiben. Nur einen richtigeren Blickpunkt und ein reicheres Beweismaterial wollte ich denen zeigen, die über einen vielverlästerten und wenig gekauften Beruf reden möchten.



Werthjuwachssteuer.

Von der Zuwachsrente, dem *unearned increment*, spricht man, seit die Bodenreformer sich bemühen, eine gerechtere Ausnutzung des steigenden Bodenwerthes zu Gunsten der Volksmassen herbeizuführen, und meint damit die Werthsteigerung des Bodens, die, ohne Arbeit des Einzelnen, ohne Verbesserung des Erdreiches, nur durch äußere Umstände entsteht. Das Wachsen der Städte und Gemeinden, die Anlage von Straßen, Schmutzplätzen, Kanalisation, der Bau von Straßen- und Eisenbahnen, und großen Geschäftshäusern und Hotels, all diese Faktoren steigern in ihrem engeren Umkreis den Werth des Bodens; und diese Werthsteigerung wird nur durch die Kulturarbeit Aller bewirkt. Adam Smith hat über das *unearned increment* gesagt: „Alle Vortheile der dichteren Bevölkerung und der Arbeitstheilung dienen in letzter Linie nur dazu, die Grundrente zu erhöhen“. Wer ein Beispiel solcher Entwicklung sehen will, braucht nur auf die rasch angewachsene Reichshauptstadt zu blicken, wo im Centrum und an der Peripherie der Bodenpreis enorm gestiegen ist. Der englische Herzog von Westminster gilt als der reichste Mann des Vereinigten Königreiches, weil ihm der größte Theil des Bodens in der londoner City gehört, dessen Werth nach und nach eine zehnstellige Ziffer erreicht habe. In Berlin kostete vor noch gar nicht langer Zeit eine Fläche von vier Quadratmetern an den Königskolonaden 50 000 Mark; ein Stückchen Boden, das etwa der Grundfläche einer Kammer entspricht, wurde also bezahlt wie in der

Provinz ein ganzes Haus. Wie hoch mag in Berlin die Summe des unverdienten Werthzuwachses sein? Genaue Zahlen fehlen noch; ein Statistiker hat den Bodenwerth des etwa 18 Millionen Quadratmeter bebauten, in Privatbesitz befindlichen Landes auf rund 7 Milliarden Mark berechnet (die Verschuldung dieses Grundbesitzes betrug 1905 etwa 5,48 Milliarden). Nun gab es Zeiten, wo der Quadratmeter Land in Berlin ungefähr 40 Mark kostete. Das wären bei dem erwähnten Gesamtbesitz etwa 720 Millionen und das unearned increment betrüge über 6¼ Milliarden Mark. Die Ziffer ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen; denn der Bodenwerth ist seitdem noch beträchtlich gestiegen. Die Bodenreformer sagen nun: Wenn die Stadt Berlin den Boden kommunalisiert hätte, besäße sie heute 7 Milliarden mehr und könnte auf alle Steuern verzichten, da der vierprozentige Jahresertrag des Gemeindebodens die Steuereinkünfte reichlich ersetzen würde. Bisher war die Zuwachsrente von jeder Steuer frei; jetzt erlebt Herr Damaschke die Freude, die Berechtigung seiner bodenreformertischen Wünsche offiziell anerkannt zu sehen. Der berliner Magistrat hat den Stadtverordneten einen Gesetzentwurf vorgelegt, der, neben einer Grundsteuerordnung nach dem gemeinen Werth und neben einer revidirten Umsatzsteuerordnung, die Einführung einer Werthzuwachssteuer fordert. Für diese Steuer haben die Bodenreformer seit Jahren gekämpft. Die Grund- und Hauseigentümer sind nun natürlich unruhig geworden; ihre Vereine erklären in Protestresolutionen, die Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses würde eine ungerathfertigte Belastung sein. Wenn aber die Besteuerung unverdienten Gewinnes ungerath ist: wie soll man dann die Besteuerung des durch Arbeit verdienten Einkommens nennen? Freilich kann die Grundsteuer nicht auf Andere abgewälzt werden; der Grundbesitzer hat sie allein zu tragen. Bei der Besteuerung von Waaren trägt der Konsument die Last, denn der Produzent kann ihn durch Einschränkung der Produktion zwingen, höhere Preise zu zahlen. Wenn ein Hausbesitzer sich durch Erhöhung der Mieten schadlos zu halten versucht, würden ihm vielleicht die Miether fehlen. In seinen Principles of Political Economy sagt John Stuart Mill: „Eine Steuer auf Grundrente fällt ausschließlich auf die Eigentümer des Bodens. Es giebt keinerlei Mittel, diese Steuer auf Andere abzuwälzen“; und Ricardo sagt das Selbe mit den Worten: „Eine Steuer auf die Grundrente würde ganz und gar auf die Grundeigentümer fallen; sie könnte auf keine Konsumentenklasse abgewälzt werden.“ Der Aerger der Grundbesitzer ist also begreiflich.

Trotzdem werden diese Kapitalisten sich irgendwie mit der Werthzuwachssteuer abfinden. Jetzt tadelt man besonders laut, daß der unbebaute eben so wie der bebaute Boden behandelt werden soll; man will den Bodenwucher- und die wildeste Terrain Spekulation preisgeben, den „organisirten Grundbesitz“ aber geschenkt sehen. Nun ist das Ziel ja, der Allgemeinheit einen gewissen Prozentsatz des Bodenhandelsgewinnes zu sichern; bebauete Grundstücke pflegen in Berlin aber so hohe Einkünfte zu bringen, daß die vom Magistrat vorgeschlagene Mehrbelastung nicht allzu spürbar werden kann. Die Steuerpflicht beginnt erst, wenn der Werth sich um mindestens zehn Prozent erhöht hat, allerlei Schutzmaßregeln sind, namentlich für älteren Besitz, in Aussicht genommen und die Steuerätze nicht sehr hoch. Sie schwanken von 5 bis 20 Prozent, je nachdem die Werthsteigerung 10 bis mindestens 180 Prozent des früheren Erwerbspreises oder des „gemeinen Wertes“ (Verkaufspreises) zur Zeit der letzten Eigenthumsübertragung ausmacht. Für bebauete Grundstücke

gelten diese Sätze aber nur, wenn seit dem letzten Eigenthumswechsel höchstens fünf Jahre vergangen sind. Beträgt der Zeitraum mehr als fünf und höchstens zehn Jahre, so werden zwei Drittel der Steuer erhoben; bei weiter zurückliegenden Terminen ist nur ein Drittel zu zahlen. Dressels Haus Unter den Linden 50 ist im vorigen Jahr für 900000 Mark verkauft worden; 1835 hatte es 78000 und 1843, beim vorletzten Eigenthumswechsel, 192000 Mark gekostet. In siebenzig Jahren war bei diesem einen Grundstück also ein unverdienter Werthzuwachs von 822000 Mark (etwa 12000 Mark jährlich) zu verzeichnen. Unverdient nenne ich ihn, weil er in keinerlei Zusammenhang mit dem in diesem Hause schon lange heimischen Restaurantbetrieb steht. Nicht, weil Rudolf Dressel ein guter und beliebter Wirth war, ist das Grundstück werthvoller geworden (nicht in erster Reihe jedenfalls; die Häuser nebenan werden kaum billiger sein), sondern, weil die Gegend in ihrem Wohn- und Ladenmiewerth über alles Erwarten gestiegen ist. Diese Werthserhöhung ist der Kulturarbeit Aller zu verdanken, die aus der Straße Unter den Linden das Prunkstück einer Weltstadt gemacht hat. Das erwähnte Haus ist seit 1843 um 708000 Mark im Preis gestiegen. Hier käme also der Maximalsatz von 20 Procent der Werthzuwachssteuer (141600 Mark) in Frage, der aber auf den dritten Theil, also auf 47150 Mark, reduziert würde, weil der dem letzten vorausgegangene Eigenthumswechsel mehr als zehn Jahre zurücklag. Macht es nun einen wesentlichen Unterschied, ob der Verkäufer oder sein Erbe einen Gewinn von 708000 oder, nach Abzug der Steuer, von nur 660450 Mark bekommt? Ließe man bebauten Grundstücke ganz frei, so müßte man auch zwischen solchen, die nur den Eigenthümer wechseln, und denen unterscheiden, die verkauft werden, um Neubauten Platz zu machen. Am Potsdamer Thor hat Kschinger für sein Hotelterrain die Quadratruthen bis zu 50000 Mark bezahlt. Diese Preise waren nur zu erzielen, weil die Gegend als Verkehrscentrum einen unverdienten Werthzuwachs erlebt hat, der nicht geringer gewesen wäre, wenn eine Schraube das Terrain bis jetzt ungebaut gelassen hätte.

Die empörten Grundbesitzer sollten bedenken, daß Frankfurt am Main und Köln die Werthzuwachssteuer schon haben und ohne merkbare Schwierigkeit ertragen. In Köln hat sie freilich nicht rückwirkende Kraft und trifft nur die seit dem ersten April 1905 entstandenen Werthsteigerungen; und in Frankfurt beginnt sie erst zu wirken, wenn an einem Grundstück mehr als 30 Procent verdient sind. Doch Berlin kann auch mehr fordern, weil hier der Grundwerth rascher und höher als anderswo gestiegen ist. Der Magistrat beruht sich auf die Thatfache, daß die Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses von der Finanztheorie nicht mehr bekämpft wird. Das ist richtig; und gerade die Gemeinden, in denen die Preissteigerung die Einführung der Steuer erleichtert, müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Die Besteuerung nach dem Marktwert hat Berlin im vorigen Jahr beschlossen; die Steuer allein würde aber den unbebauten Grundbesitz nicht so heranziehen, daß die Boden speculation dadurch eingeschränkt würde. Da eine Bauplatzsteuer sich als unausführbar erwiesen hat und die bestehende Umsatzsteuer mehr den Erwerber als den Verkäufer des Grundstücks belastet, so bleibt die Steuer auf das unearned increment der einzige Weg zu gerechter und gleichmäßiger Belastung des Grundbesitzes.

Selbst die Härten eines solchen Gesetzes müßten hingenommen werden, wenn es dazu beitrüge, die Mobilität des angeblich immobilien Besitzes einzuschränken, und Speculanten die Lust nähme, Grundbesitz nur zum Zweck raschen Weiterverkaufs zu erwerben. Dann müßte die Werthzuwachssteuer aber auch für die ver-

liner Sororte gelten, wo die Bodenspekulation in höchster Blüthe steht. Am Teltowkanal sind die Grundstückspreise ungemein schnell gestiegen. Ist solcher „Konjunkturgewinn“ etwa nicht die Folge unverbienten Werthzuwachses? Am Mittellandkanal und an dem Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin ist die wildeste Bodenspekulation entstanden. Und rings um Berlin ist jeder Kartoffelacker längst zur Baustelle geworden. Schon vor dreißig Jahren haben schönberger Bauern das Land, das ein halbes Jahrhundert vorher 3000 Thaler gekostet hatte, für 6 Millionen Mark verkauft.

Vor ein paar Jahren, so erzählt man mir, wurden zwischen dem Bahnhof Kitzdorf und einer projektierten Haltestelle für ein Stück Land, das der Besitzer für 50000 Mark ausgetreten hatte, 1300000 Mark gezahlt. Eine Million bekam der Gärtner, dem das Terrain gehörte, in Tausendmarkscheinen; er wollte aber lieber Gold haben. Daß durch die Werthzuwachssteuer erste Besitzer, also kleine Leute, getroffen werden, ist bei dem heutigen Stande der Bodenspekulation ziemlich ausgeschlossen. In erster Linie würden die Terraingefellschaften getroffen, denen es meist ja recht gut geht. Daß eine Bodengesellschaft von einem zum anderen Jahr ihre Dividende um 20 Prozent erhöhen kann, kommt in der Provinz wohl kaum vor. Die „Innere Aktiengesellschaft Siedlungs- und Bauwesen“ ist in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel; sie hat zur das Jahr 1904 nur 10, für 1905 aber 30 Prozent Dividende gegeben. Und solche Werthsteigerungen werden nicht, wie die Gegner der neuen Steuer sagen, dadurch bewirkt, daß die Bodengesellschaften die Terrains nutzbar gemacht haben. Wenn diese Gesellschaften Straßen und Schmutzplätze anlegen, so thun sie, um den unverbienten Werthzuwachs, den erst das Wachstum der Stadt ermöglicht, rascher zu erreichen. In diesem unearned increment wurzelt ihre Hoffnung. Sogar das Preussische Verleihhaus trachtet nach solchem Gewinn. In der Generalversammlung erklärte neulich der Vorsitzende dieser Aktiengesellschaft, Konjul Samelson, alle Angebote, das Grundstück Reuthstraße 14 zu verkaufen, seien von der Verwaltung abgelehnt worden, obwohl einzelne über eine Viertelmillion Nutzen verhießen; denn der Werth werde sich noch beträchtlich erhöhen, wenn die Untergrundbahn bis zum Spittelmarkt geführt sei. Ist es nun ungerecht, solchen Werthzuwachs, der mit dem Verleihhausbetrieb nicht das Geringste zu thun hat, zu besteuern? Zum Schluß will ich noch daran erinnern, daß die Werthzuwachssteuer auch in Skandinavien eingeführt ist und dort die ungesunde Bodenspekulation gehindert hat, unter der andere ostasiatische Plätze leiden. Mir scheint diese Steuer die gerechteste, die zu erdenken wäre.

Ladon.



Solche Betrachtungen sind schon deshalb lehrreich, weil sie zeigen, wie weit, in aller Stille, wir in die sozialistische Auffassung gerathen sind. Noch vor ein paar Jahren wäre im Berliner Rathhaus für die jetzt offiziell anerkannte Idee kaum ein Grüppchen zu haben gewesen. Außer dem Einkommen, dem immobilien und dem mobilen Besitz auch noch den Werthzuwachs besteuern? Unverbient nennt Ihr ihn? Ist etwa denn kein Verdienst, früher als Andere zu spüren, wie weit das Wohnbedürfniß der Großstadt sich strecken, wohin die Bebauungslinie sich schlängeln wird? Wer so scharf sieht, soll nicht nur das Risiko, die nie ganz auszuschaltende Möglichkeit großen Verlustes haben, sondern, auch wenn er gewinnt, besondere Steuerfron tragen? Ihr besteuert die Intelligenz! Schönberger hätte sein Haupt verhält, wenn liberale Männer Solches beschloßen hätten. Und heute schlägt der Berliner Magistrat es vor und durchs Rother'sche Haus hallt kein Petergeschrei.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten Constructions.

Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialisten in allen practischen Grössen und zu den mässig- sten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Dr. med. A. Smith'sche Ambulatorien für Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66
Potsdamerstr. 52.

Köln 21
Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim
Briefadr.: Postf. 27.

Ambulat. Nauheim geöffn. April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.
Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
Ausführliches im Prospekt (frei).

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

 Winterliegehallen.

 Besondere Berücksichtigung der Verdauung.

Friedmann & Weber

Berlin W. Königgrätzerstr. 9
(vis a vis der Vossstr.)

Möbel u. Interieurs in historischen u. neuzeitlichem Geschmack

Antiquitäten Alleiniger Vertreter von
Friedrich Otto Schmidt, Wien-Budapest.



Kupferberg Gold zeichnet sich durch gediegene Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und gilt deshalb unter Kennern ohne weiteres als der beste deutsche Sect.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Lagerbierbrauerei E. Haase Breslau

Grösste Privatbrauerei im Königreich Preussen

Letzter Jahresumsatz

321882 Hectoliter

empfehlen ihre

verzöglichen

Lager-Biere

als:

Haase

Hell u. Dunkel

Pilsener

Märzen

Bock

(Vorwiegend der Wintermonate)

Heute Anstich
von

Haase-Bock

in den Spezialausschänken:

Schlesischestrasse 28. Klopstockstrasse 18.
Gross-Görschenstrasse 10 und in
Potsdam, Restaurant Petershöhe, Schützenstr. 5.

Gewerkschaften und Kuxe.

Nachschlagebuch für den praktischen Verkehr in
Bergwerksanteilen (Kuxen).

Das Nachschlagebuch enthält neben zahlreichen tabellarischen Zusammenstellungen, Kohlen, Kali und Erzgewerkschaften, Kalibohrgesellschaften, Zinstermine der Kali-Aktien, Ausbeuten und Termine von Gewerkschaften, Essener, Düsseldorfer, Frankfurter, Leipziger Börsenbestimmungen und sämtliche sonstigen Handelsgebräuche umfassend, allgemein interessierende Ausführungen über: Das Wesen der Gewerkschaft und des Kux, Rechte und Pflichten der Gewerke, offizielle Kuxennotierung und deren Einfluss auf den Kuxenhandel, Mangel einheitlicher und gesetzlicher Bestimmungen für Erlangung einer 1000 teiligen Gewerkschaft, Mangel einheitlicher gesetzlicher Normen für den Kuxenhandel, Kalibergbau und seine Zukunft, der Kalibergbau ein deutsches Monopol, staatliche und ausländische Interessen am deutschen Kalibergbau u. s. w.

Diese von meiner Firma herausgegebene, meinen Geschäftsfreunden gewidmete Broschüre stelle ich auf Wunsch und kostenlos Interessenten hiermit zur Verfügung, soweit der Vorrat dieser zweiten vermehrten Auflage reicht.

Samuel Zielenziger,

Bankgeschäft.

Berlin,
Dorotheenstrasse 42.

Essen Ruhr,
Burgstrasse 8.

Zu Geschenken geeignete **hochelegante Neuheiten** in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräthen, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwarenfabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim.

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität: **Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.**



No. 1533. **Manschetten-Krüppel** 14 car. Gold mit echten Rubin M. 25.—



No. 941.

Broche 14 car. Gold mit echten Brillanten u. Diamanten M. 105.—



No. 807. **Tasse** mit Unterteller und Löffel oxyd. mit moderner Emailverzierung u. Porzellan-Einsatz M. 25.—



No. 596. **Ring.**

14 car. Gold m. Platinafassung m. 7 echt. Rubin u. 14 Diamant. M. 55.—



No. 987.

Schlangen - Ring. 14 car. Gold mit 2 echten Rubin und 2 Brillanten M. 55.—



No. 79. **Ring.** 14 car. Gold mit 8 echten Brillanten und 6 Smaragde M. 145.—



No. 947. **Ring.** 14 car. Gold mit Platinafassung, m. 4 echten Brillanten M. 115.—

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. — Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alle Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsieine werden in Zahlung genommen.

Peipers & Cie.

Aktiengesellschaft für Walzenguss

zu Siegen.

M. 1200 000.— Aktien

à M. 1000.— No. 1—1200

der

Peipers & Cie. Aktiengesellschaft für Walzenguss

zu Siegen

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Die Aktien sollen am Montag, den 19. Februar d. J. zur ersten Notiz gelangen, und ist der erste Kurs mit ca. 145 % in Aussicht genommen.

Berlin
Siegen im Februar 1906.

Georg Fromberg & Co.

Siegener Bank für Handel und Gewerbe.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 23./2. und Sonntag, den 25./2.

Der Kaufmann von Venedig.Sonnabend, d. 24./2. **Oedipus und die Sphinx.**

u. Montag, e. 26./2.

Berliner Theater.

Freitag, den 23./2., Sonnabend, den 24./2., Sonntag, den 25./2. und Montag, den 26./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Gastspiel des

Moskauer künstler. Theaters
Feodor Jannowitsch.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr. Martin Ziekel, Friedrichstr. 235

Freitag, den 23., Sonnabend, den 24., Sonntag, den 25., und Montag, den 26./2. Abds. 8 Uhr.

Der Weg zur Hölle.

Sonnabend Nachm. 3 Uhr.

Kl. dram. Matinée d. Eichelberg'schen Conservatoriums.

Sonntag Nachm. 3 Uhr. **Jugend.**

Die weiteren Tage siehe Anschlagssäule.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

Loulou.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.Freitag, d. 23./2. **Première:****Die Morgenröte.**Sonnab., d. 24./2. **Ein Sommerabendstraum.**Sonntag, den 25./2. **Erdegeist.**Montag, den 26./2. **Neuermühlten, Salome.**

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

Bis früh um fünf m. Thielscher
i. d. Hippolyte.

Sonntag, den 25./2. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Charleys Tante.**

Theater des Westens.

Freitag, den 23./2., Sonnabend, den 24./2. und Sonntag, den 25./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Schützenlied.**

(Fritz Werner als Gast)

Montag, den 26./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Gasparone.**Sonntag Nachmittags 3 Uhr. **Udine.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 23., Sonnabend, den 24., Sonntag, den 25. und Montag, den 26./2. 8 Uhr.

Kinder der Sonne.Sonntag, Nachm. 3 U. **Die herbe Frucht.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. 1855
für

Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Für

Blutarme, **Nervöse**

Dr. Klopfer-Glidina (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drog. — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: **Hans Gregor.**
Sonabend, den 24. Februar und Montag, den 26. Februar, Abends 8 Uhr:

Don Pasquale.

Sonntag Nachm. 3 Uhr bei ermäßigten Preisen und Sonntag Abends 8 Uhr:

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hanssaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Metropol-Theater

Abendhlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender.

Giampietro.

Josephi.

Frid Frid.

Massary.

Steidl, Lilly Walter.

Gebr. Herrnfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag

im Hause Prellstein

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrnfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11—2 Uhr.

Passage-Theater.

Pepi Weiss. **Carl Bernhard**
Humorist.

und 14 erstklassige Nummern. Anfang 8 Uhr.

Luise-Theater.

Freitag, den 23./2. **Maria Magdalena.** Sonn-
abend, den 24./2. **Der Kaufmann v. Venedig.** Sonnt-
tag, den 25./2. **Die Karlschüler.** Montag,
den 26./2. **Ein Sommernachtsstraum.** Ab. 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Atelier-Ausstellung

Friedrich Ernst Wolfram

Königin Augustastr. 41

*

Täglich 11—3.

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer gediegenen,
vornehmen, stilgerechten

Wohnungs-Einrichtung

empfiehlt sich die altrenommierte Firma

Societät Berl. Möbel-Zischler

Dekorationen und

:: Teppiche ::

Sonderausstellung von Speisezimmern,
Herrenzimmern, Salons und Schlaf-
zimmern von 300 M an

Kopien antiker

:: Möbel ::

Berlin SW., nur a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen
für Nervenkranken u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-
stalt mit familiärem Charakter. Besitzer:
Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assist.

HOTEL WILHELMSHO
BERLIN W. Wilhelmstr. 44
10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bf.
Versehen ruhige Lage, komfortable Zimmer,
Franz Vollborth, Hotelier.

Wer an Fallsucht
Krämpfe u. anderen
nervösen
Zuständen

Epilepsie

Leidet, veranlagt
Brüder, Verwandte
privat-Schwaben-Apotheke
Frankfurt a. M.

„Observer“ Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4.
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenkranken, Dresden-A.,
Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach bealagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Heilstätte für Herz- und Nervenranke

Dr. med. Tilliss. * **Berlin W.,**
Tauernzienstrasse 19 b

— Voller Ersatz für Nauheim. — Prospekte frei.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft-
und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Haben Sie schon
einen **Phonographen gratis** bekommen ?

Um unsere Firma überall bekannt zu machen, haben wir uns entschlossen,
2000 H. Konzert-Phonographen zu verschenken. Näheres durch Prospekt
gratis. Postkarte genügt.

National-Phonograph-Kompagnie, Dresden 30, 57.

Weg mit dem plumpen Korkstiefel!



Wichtig für alle Hüft-, Bein- und Fussleidende!
Ihre Verkürzung ansichtbar! Verlangen Sie gratis illustrierte
Broschüre F. 56 unter Beschreibung Ihres Leidens.
Frankfurt a. M. **Acker & Gerlach** **Wien I**
Weser-Strasse 31. Continental Extension Btg. Kärntner-Strasse 28.

Inhalt des in diesen Tagen zur Ausgabe gelangenden spannendsten interessanten Buches: **„Die neue Weltordnung“.**

Einleitung. — Verstand u. Sprache der Tiere. — Ein Gott, eine Religion. — Heimliche Liebe. — Wie ist das grösste menschliche Elend aus der Welt zu bringen. — Zur Hebung der Volksgesundheit — Vererbung bei Menschen — Frauenbewegung. — Frauenkleidung. — Volksschulen — Hohe Schulen. — Neues ABC und Rechtschreibung. — Soldatenzeit — Monarchie oder Republik — Militärisches. — Duell. — Mensur. — Kartenspiel. — Versicherungswesen. — Patentreform. — Postreform. — Gesetz, Sitte und Recht. — Befähigungsnachweis. — Bauordnung, Mieter und Vermieter. — Riessfelder oder Reformkloost. — Freie Föschung und Lehre. — Die grösste Nation — Ein Programm in grossen Zügen. — Schlusswort — Das grosse Los. — Zu beziehen durch die Buchhandlung evtl. für M. 1.60 franco durch den Verlag **A. Maass in Kolberg.**

Diabetes! Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen:

Das Wirtschaftsjahr 1904.

Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt. Für Volkswirte und Geschäftsmänner, Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen.

Von **Richard Calwer.**

Erster Teil:

Handel und Wandel in Deutschland.

Preis: broch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Das Wirtschaftsjahr 1905.

Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt. Für Volkswirte und Geschäftsmänner, Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen.

Von **Richard Calwer.**

Erster Teil:

Handel und Wandel.

Preis: 9 Mark, geb. 10 Mark.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Apostata

von

Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2.—

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmaifeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Orlowzig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schütze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8^o. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

R.M. Lange.

Melden Sie sich vertrauensvoll bei **C. Düsseldorf.** Evtl. indirekt.

Schockethal bei Cassel.

Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. **Winterkuren.** Prosp. Tel. 151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Zum Medizinischen Kongress in Lissabon

Städtisch hat im Welt in Lissabon stattfinden
möglichster Ansehens veranstaltet die **Damburg-
America Linie** eine
Verzögerungsfahrt
mit dem Doppeldecker-Deckschiff
„Cerna“

Mr den Teilnehmer die Möglichkeit bietet, Lissabon in
wenigen Tagen mit dem Dampfer zu erreichen und aufzu-
bleiben, bevor die dortigen Wässer sich öffnen. Dieser Aus-
flug kostet nur 20 Mark. Besucht werden die Häfen:
Porto, Ansel, Santa Cruz (Zweifel), Tanger,
Alhambra, Lissabon.

Die Fahrten nach Hamburg 7. und 14. April. Rückfahrten
in Hamburg 20. April. Fahrten nach 21 Tage. Rückfahrten
nach 21. 700 an Bord. Das Schiff enthält 6 Kabinen.
Damburg-America Linie, Hamburg.
Abteilung Bergabgänger.



Rielland endlich!

Endlich erscheinen die herrlichen Romane und Novellen des großen Schriftstellers in einer künstlerischen, zusammenhängenden Ausgabe, die der Verfasser selbst herausgibt. Soeben erscheint:

Der gesammelten Werke Band I

Preis 5 M. broschiert, 6 M. gebunden.

Inhalt: **Schiffer Wörse** und **German u. Wörse**

daraus einzeln:

Schiffer Wörse Roman. Preis 2,25 M. broschiert, 3,00 M. gebunden.

ferner:

German u. Wörse Roman. Preis 3,00 M. brosch., 3,75 M. gebund.

Rielland endlich wieder!

Soeben erscheint:

Ringsum Napoleon Bd. I

Preis 3,25 M. broschiert, 4,00 M. gebunden.

Nach fünfzehn Jahren ein neues Riellandbuch! Diesmal Bistorie — aber wie behandelt. Das ist Geschichtsdarstellung die der Gebildete längst ersehnt. Proben aus dem neuen Buche machen die Kunde durch die ganze deutsche Presse.

Verlag Georg Meiseburger, Leipzig, Querstr. 27.

Juvenal, Roms Weiber

Deutsch v. Dr. Maximilian Kohn.

In Russland verboten.

2. bis 3. Tausend. **50 Pfg.**

Verlag von Johannes Kriebel, Hamburg, Steinbohm 3.

Schriftsteller!



Bekanntester Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet des Insel-Verlag's in Leipzig betreffend:

Dichter des Nordens.

Insel-Almanach auf das Jahr 1906 u. andere Verlagswerke.

Wir bitten diesem Prospekt freundl. Beachtung zu schenken.

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

DICHTER DES NORDENS

DIE skandinavischen Dichter und Denker sind alle mehr oder minder Hamletnaturen: sie grübeln über den Problemen des Lebens und suchen seiner nuancierten Gestaltung bald kritisch-satyrisch, bald mystisch-deutend, bald visionär-phantastisch auf den Grund zu kommen. Jedes nervöse Erzittern der Magnetnadel auf dem Kompass der Menschenseele markieren diese Menschenkenner in scharfer Deutlichkeit, und auf den Saiten ihrer Werke spielt abwechselnd oder gleichzeitig in dur und in moll die Sehnsucht ihre so mannigfachen Weisen.

Der Insel-Verlag betrachtet es als einen Teil seiner Aufgabe, diese nordischen Schriftsteller in Deutschland zu Wort kommen zu lassen. Neben denen, die auch bei uns längst Bürgerrecht besitzen, wie Per Hallström, Karin Michaëlis und Sören Kierkegaard, sind es Dichter, deren Werke er — unter ihnen die des bedeutendsten: Hjalmar Söderberg — zum ersten Male dem deutschen Leserkreise zuführt.

In mustergültigen Übertragungen und in sorgfältigster Ausstattung sind bisher folgende Bände erschienen.

AUS DEM DÄNISCHEN

KIERKEGAARD, SÖREN, DAS TAGEBUCH DES VERFÜHRERS. Erste vollständige deutsche Übertragung von Max Dauthendey. *Zweite Auflage.* Mit einer Titelzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M 5.—. In Pappband M 6.—.

SÖREN KIERKEGAARDS VERHÄLTNIS ZU SEINER BRAUT. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß, herausgegeben von Henriette Lund. Übertragung von E. Rohr. Mit Titel und Einbandzeichnung von W. Tiemann.

Geheftet M 1.50. In Leinen M 2.50.

KARIN MICHAËLIS, BACKFISCHE. Eine Sommererzählung. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann. Geheftet M 4.—, in Leinen gebunden M 5.—.

- LARSEN, CARL, SCHWESTER MARIANNA UND IHRE LIEBESBRIEFE. Ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Titel und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geh. M 4.50. In Pergament mit zweifarbigen Titeldruck M 7.50. 20 numerierte Abzüge auf van Geldern mit handkolorierter Initiale. In Pergament M 15.—.
- LARSEN, CARL, POETISCHE REISEN. ERSTE FAHRT: IN DEUTSCHEN LANDEn UND IM GROSSEN HEILIGEN RUSSLAND. Deutsche Übertragung von Dr. Bobé. Geheftet M 3.50. In Leinen M 4.50. Der zweite Band erscheint 1906 und enthält die zweite Fahrt: SPANIEN UND PORTUGAL.
- MICHAËLIS, KARIN, GYDA. Ein Roman. Deutsche Übertragung von Mathilde Mann. Geh. M 4.—. In Leinen M 5.—.

AUS DEM NORWEGISCHEN

- HJOTRÖ, KNUD, STAUB UND STERNE. Ein Roman. Deutsche Übertragung von Hermann Kij. Geheftet M 2.50, in Leinen M 3.50.
- JÖLSEN, R., RIKKA GAN. Ein Roman. Deutsche Übertragung von A. Rothenburg. Geheftet M 2.50, in Leinen M 3.50

AUS DEM SCHWEDISCHEN

- HALLSTRÖM, PER, FRÜHLING. Deutsche Übertragung von Francis Maro. Mit Zierleisten von H. Vogeler. Geheftet M 4.—, in Halbpergament M 6.—.
- HALLSTRÖM, P., EINE ALTE GESCHICHTE. Deutsche Übertragung von Francis Maro. Numerierte Auflage von 1000 Exemplaren auf dickem, leichtem Englisch Bütten, mit Zierleisten und Vignetten von H. Vogeler. Geheftet M 4.—, in Halbpergament M 5.50.
- HALLSTRÖM, P., EIN GEHEIMES IDYLL. Deutsche Übertragung von Francis Maro. Titel- und Einbandzeichnung nach altvenetianischem Muster. Geheftet M 4.—, in Ganzleinen M 5.—.
- HALLSTRÖM, P., VERIRRTE VÖGEL. Deutsche Übertragung v. Francis Maro. Titelrahmen- u. Einbandzeichnung nach altvenetianischem Muster. Geh. M 4.—, in Ganzleinen M 5.—.

- HALLSTRÖM, P., DER TOTE FALL. Ein Roman. Deutsche Übertragung von Francis Maro. Geheftet M 3.—, in Leinen M 4.—.
- LEVERTIN, OSCAR, AUS DEM TAGEBUCH EINES HERZENS UND ANDERE ROKOKO-NOVELLEN. Deutsche Übertragung von Francis Maro. Titelzeichnung von C. Walser. Geheftet M 4.—, in Ganzleinen M 5.—.
- LINDHOLM, WALDEMAR, ZWEI MENSCHEN. Ein Roman. Deutsche Übertragung von W. K. Saffèini. Geheftet M 1.80, in Leinen M 2.50.
- SÖDERBERG, HJALMAR, MARTIN BIRCKS JUGEND. Deutsche autorisierte Übertragung von Francis Maro. Mit Titelzeichnung von Heinrich Vogeler. Geheftet M 2.—, in Leinen gebunden M 3.—.
- SÖDERBERG, HJALMAR, HISTORIETTEN Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Geheftet M 2.50, in Leinen gebunden M 3.50.

ÜBERTRAGUNGEN AUS DEM RUSSISCHEN

- GARSCHIN, M., ATTALEA PRINCEPS UND ANDERE NOVELLEN. Deutsche Übertragung von M. Feofanoff. Titel und Vignetten von H. Vogeler. Geheftet M 2.—, in Ganzleinen M 3.—, in Ganzleder M 3.50.
- KOROLENKO, DER WALD RAUSCHT. Erzählungen. Deutsche Übertragung von M. Feofanoff. Mit Zierleisten und Titelrahmen von H. Vogeler. Geheftet M 2.—, in Ganzleinen M 3.—, in Leder M 3.50.
- LERMONTOFF, M., EIN HELD UNSERER ZEIT. Deutsche Übertragung von Michael Feofanoff. Geheftet M 3.—, in Ganzleinen M 4.—.
- TSCHECHOFF, ANTON, AUS DEN AUFZEICHNUNGEN EINES ALTEN MANNES. Deutsche Übertragung von M. Feofanoff. Geheftet M 1.50, in Pappband M 2.50.

TURGENJEFF, J., GEDICHTE IN PROSA. Deutsche Übertragung von Th. Comichau. Mit Titel und Vignetten von H. Vogeler. Gedruckt auf Büttenpapier. Geheftet M 1.—, in Ganzleinen M 2.—, in Ganzleder M 2.50.

ÜBERTRAGUNGEN AUS DEM ITALIENISCHEN

BOCCACCIO, G. DI, DAS DEKAMERON. Vollständige Ausgabe auf belgischem Dünndruck, unter Zugrundelegung der Schaumschen Übertragung von 1823 durchgesehen und ergänzt von Dr. K. Mehring. Titelrahmen und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Drei Bände. Geheftet M 10.—, in Leder M 15.—.

NOVELLEN, ALTITALIÄNISCHE. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Mit Initialen und venetianischen Zierstücken aus dem 14. Jahrhundert. Zwei Bände. Geheftet M 6.—, in Pappband M 8.—.

PETRARCA, FRANCESCO, SONETTE UND KANZONEN. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Bettina Jacobson. Titelzeichnung nach altem italienischen Meister, sowie einem Porträt in Lichtdruck aus dem Codex: Liber rerum memorandarum. (300 S.) Geh. M 3.50, in Ganzpergament gebunden M 5.50.

Über die Bestrebungen des INSEL-VERLAGS in literarischer und künstlerischer Beziehung unterrichtet der

INSEL-ALMANACH AUF DAS JAHR 1906

o (Preis kart. M 1.—) o

der neben einem Kalendarium und zahlreichen Aufsätzen, Versen, und Prosadichtungen von Franz Blei, Hugo von Hofmannsthal, Paul Ernst, Johannes Schlaf, Oscar Wilde u. a., sowie vielen Abbildungen das erste vollständige Verzeichnis der Veröffentlichungen des Insel-Verlags enthält.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Inness! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. Im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 9^h/₁₀—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)



Der persönliche Einfluss oder die Gesetze der geistigen Ströme.

Ein Lehrbuch der Geheimwissenschaften von Dr. Thomas Mainhardt. Einiges aus dem Inhalt: Die Methoden geistiger Beeinflussung. — Ungeahnte Seelenkräfte. — Die Kraft des Blickes. — Wie gewinnt man Sympathie. — Wie wirkt man in die Ferne. — Gedankenlesen und Gedankenübertragung. — Weltmännische Fähigkeiten. — Wie verschönert man sein Dasein. — Streng gehütete Geheimnisse. — Magnetismus aus der Luft einzuziehen. — Freimaurergeheimnisse. — Furcht zu überwinden. — Heilung gewisser Leiden. — Die mächtigste Waffe der Welt ist das magnetische Auge. — Wie hypnotisiert man eigentlich. — Hypnose auf dem ersten Blick. — Eine Gallonfahrt per Hypnose. — Der Unterschied vom Tode. Höchst belehrende und hochinteressante Enthüllungen für jeden Gebildeten. — Illustrierte Broschüre völlig gratis. — Postkarte genügt. — **Welt-Reform-Verlag, Dresden 30 I.**

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlag, es hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

GENESIS Das Gesetz der Zeugung
Bd. IV, Animismus u. Regeneration. Unters. über Sexual-Psychologie. 2. Aufl. Preis br. M. 4.—, geb. M. 5.—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Ver. v. Arwed Strauch, Leipzig-R.

Meine neuesten Antiquariats-Kataloge

No. 23 Geschichte und Geographie. Militaria;
No. 24: Altclassische Philologie;
No. 27: Neuere Philologie;
No. 30: Philosophie, Theologie, Orientalia;
No. 31: Deutsche und fremde schöne Literatur, Klassiker.
No. 33: Volkswirtschaft, Staatswissenschaften, Jurisprudenz
stehen auf Wunsch unentgeltlich u. postfrei zu Diensten.

C. Troemer's Univ.-Buchh.
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Lassen Sie doch andere

Leute sich ärgern



über Qualm Schmutz und Rauch. Schaffen Sie sich ein trautes Heim m. unseren

elektrischen Zimmeröfen!

Kryptol-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin N.,
Oranienburgerstrasse 65.

Preisliste 110 gratis und franko.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen-Tönnchen-Siphon



Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1/2 Literflaschen.

„Salem Aleikum“ Wort und Bild, dieselbe Form und Wortlaut dieser Annoncen sind gesetzlich geschützt. Vor Nachahmungen wird gewarnt.



Zu haben in den Cigarren-Geschäften.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantirt absolut reines, von Feinste Cigarette. Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmündstück verkauft.

Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen. Die Nummer d. Cigarette deutet d. Preis an: Nr. 3 kostet 3 Pf., Nr. 4: 4 Pf., Nr. 5: 5 Pf., Nr. 6: 6 Pf., Nr. 8: 8 Pf., Nr. 10: 10 Pf. Nur eckl. wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIGZE“, Inhab.: Hugo Zietz, Dresden Ueber 900 Arbeiter.

GOTHAISCHER HOFKALENDER und ALMANAC DE GOTHA

Ich kaufe alle Jahrgänge dieses Kalenders, die vor 1877 erschienen sind, in mehreren Exemplaren. — Ferner suche ich zu kaufen: ALTE URKUNDEN, MANUSKRIPTE, AUTOGRAPHEN, BÜCHER ÄLTERER ZEIT, ARCHIVE UND GANZE BIBLIOTHEKEN.

BERLIN W. 64

MARTIN BRESLAUER

Unt. d. Linden 16.

Buchhändler u. Antiquar.

Asthma * Nervenleiden Rheumatismus

finden durch unsere Erzhilfserseite wärmstens empfohlenen hygienischen Apparate wirksame Bekämpfung. Leidende und sonstige Interessenten erhalten Prospekte gratis von der Fabrik und dem Versandhaus G. Sittig & Co., Berlin N.W., Dorotheen trasse 42/43.

Hochinteressant!!
Ueber Rousseau's
Verbindung
mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit geschrieben, wie sie den intimen Schriften des 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so pikanten Reiz verleihen. Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitten-geschichtl. Werke gratis franko

H. Barsdorf, Berlin W.30r.
Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Waldemar Stahlknecht
Neuhaldensleben
Kunstkeren. Erzeugnisse
Bronce-Gefässe
u. Blumenkübel



(in Terrakotta)
schiefergraue, geschliff. Fonds
Pol. plast. Goldornamente
Erhältlich in den Luxusgeschäften. Wenn nicht auch direct.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden
und **Badhaus.**
Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus
Friedrichstrasse 180. Ecke Taubenstrasse
Wein-Restaurant | **Bier-Restaurant**
Dejeuner à M. 2.—, Diners, Soupers | Ausschank der Feinh. v. Tucher'schen
von M. 3.— an, sowie à la carte | Brauerei A.-G. Nürnberg, Hell u. dunkel
Beste Küche bei mässigen Preisen. **Fritz Otto.**